Tages Woche
Freitag
01.04.2016 Nr. 14 Fr. 5.–

Flüchtlinge

Migrationsforscher Kamel Dorai über Solidarität im Nahen Osten und das Gejammer im Westen.

Seite 28

UND WIR REDEN HIER VON KRISE

FOTO: REUTERS

Besuchen Sie uns:
26.04.2016
Tischmesse Basel
im Congress-Center
IWB Connect:
Glasklare IP-Telefonie und ultraschnelles Internet
Die professionelle Kommunikationslösung für Ihr Unternehmen. Flexibel, skalierbar, günstig. Bestellen Sie jetzt online **iwb.ch/connect**
Aus eigener Energie.
iwb

INHALT

Flüchtlinge FOTO: ELENI KOUGIONIS

In Afghanistan war Hamid Analphabet. In Basel entwickelte sich der Flüchtling zum Besten seiner Integrationsklasse. Zu Besuch bei jugendlichen Asylbewerbern.

Seite 6

Boxen FOTO: REUTERS

Sein grösster Kampf: Arnold Gjergjaj trifft auf einen Ex-Weltmeister.

Seite 34

Neue Galerie FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Zwei Frauen bringen mit Kunst neues Leben auf den Vogesenplatz.

Seite 40

Kimberley Wichmann	S. 4
Bestattungen	S. 24
Kulturflash	S. 41
Kultwerk	S. 43
Zeitmaschine	S. 44
Wochenendlich	S. 45
Sie, er, es	S. 46
Impressum	S. 46

Knackeboul

Unser Kolumnist wollte in Uganda Entwicklungsprojekte besuchen und mit lokalen Musikern spielen. Dann erlebte er die brutale Realität des Ghettos.

Seite 25

Reto Aschwanden
Leiter Produktion

Der Untergang des Abendlandes

Es ist ein Nebenaspekt, versteckt am Ende unseres Beitrags über Flüchtlingskinder in Basler Schulen. Aber er verrät einiges über unseren Umgang mit Asylbewerbern: Baselland verzichtete bislang auf eigene Integrations- und Berufswahlklassen und schickte «seine» jungen Flüchtlinge in die Stadt zum Unterricht. Damit ist nun Schluss, denn mittlerweile leben so viele asylsuchende Jugendliche in Basel-Stadt, dass keine Platz für «Ausserkantonale» mehr bleibt.

Kaum kommen mehr Flüchtlinge, als die Bürokratie in unserer heilen Welt vorsieht, gelangen wir an unsere Grenzen. Das nennen wir dann Flüchtlingskrise. Im Nahen Osten können die Menschen darüber nur lachen. «Welche Flüchtlingskrise?», fragen Freunde des Migrationsforschers Kamel Dorai in Jordanien, wenn sie die Europäer jammern hören.

Denn dort geht es nicht um Tausende. Dort sind es fast drei Millionen. Die Hälfte der jordanischen Bevölkerung bilden Flüchtlinge aus Palästina, dem Irak und Syrien. Kamel Dorai sagt im Interview: «Die Jordanier sehen in den Medien, wie Bootsflüchtlinge im Mittelmeer ertrinken, und fragen sich: Wie konnte es so weit kommen, dass die Staaten, die sich als Verfechter der Menschenrechte gebärden, so etwas zulassen?»

Abgesehen von den verlorenen Menschenleben liegt darin für Dorai die schlimmste Konsequenz der europäischen Flüchtlingspolitik: «Niemand im Nahen Osten glaubt mehr an Europas Rolle als Hüter der Menschenrechte.»

Das Verdikt ist klar und selbstverschuldet: Es ist der Untergang des Abendlandes als Hort der Humanität.

tageswoche.ch/+unqs0 ×

Weiterlesen, S. 10

Alle zwei Monate eine neue Schulklasse tageswoche.ch/+712y5

Weiterlesen, S. 28

«Welche Flüchtlingskrise?», tageswoche.ch/+i3s1h

Kimberly Wichmann

von Olivier Joliat

Kimberly Wichmann vereint in der Chemiserie+ die Secondhand-Kulturen von Süd- und Nordamerika.

Aus den Ferien bringt man gerne Kleider-Souvenirs nach Hause. Kimberley Wichmann kehrte jedoch mit leeren Koffern von ihrem Surftripp heim. Um an Geld zu kommen, musste sie am Ende der 20 Monate quer durch Amerika Bus, Bretter und sogar ihre Kleider verkaufen. «Eine bittere Zeit, doch inspirierte mich die Erfahrung für den Neuanfang hier», resümiert die 35-jährige Architektin in ihrer unlängst eröffneten Chemiserie+ an der Claramatte.

Im Lokal an der Claramatte kombiniert Wichmann gebrauchte Kleider mit frischen Ideen. Hier sollen Frau und Mann nicht nur ihre Nasen in Secondhand-Kleider ohne Müffel-Goût stecken können; hier kann man selbst verkaufen und tauschen. «Bei uns ist dieses System noch nicht bekannt. In Nordamerika funktioniert es schon seit den Siebzigerjahren.»

Wichmanns Interesse für Mode und gebrauchte Kleider im Speziellen war vor der Reise gering. «Ich hatte in Teenie-Jahren Ski- und Trainerjacken in Brockis gesucht, aber erst in Südamerika fand ich Gefallen am Stöbern in den Secondhandshops.»

«Andi machte mir auf dem Brett kniend den Antrag, und wir konnten uns auf der Verlobungswelle küssen.»

Die heissen «Ropa Americana» und bieten zu günstigen Preisen bessere Ware als reguläre Shops, da die Qualität der «Amerikanischen Kleider» höher ist. «Wir kauften nur noch in den ‹Ropa Americana›, auch Bettwäsche, da die Supermärkte nur Ware mit hohem Plastikanteil hatten, was die Nächte im Bus nicht erträglicher machte.»

Dass Textilien zum roten Faden ihres Trips werden, hatte Wichmann nicht gedacht. Eigentlich wollte sie mit Freund Andi Anderhub in einem Van, den sie Eugen getauft hatten, einfach den Wellen folgen. «Ich träumte seit meinem Architekturstudium von einem Surftrip mit Andi.»

Im März 2013 war es soweit. Die beiden flogen ihrem selbstumgebauten Dodge-Feuerwehr-Bus Jahrgang 1978 nach, den sie

Kimberley Wichmann in ihrem Laden: «Einige sind sich zu gut, Geld für gebrauchte Kleider zu nehmen.» FOTO: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

nach Chile verschifft hatten, und starteten ihren «Endless Summer». «Wo wir enden würden, war unklar. Wir spekulierten sogar darauf, in Kalifornien weiterzuleben.»

Dort erlebte das Paar die schönste Welle. «Wir waren in der kalifornischen Scorpion Bay draussen. Die Wellen waren klein, aber perfekt zum Nebeneinander-Surfen. Da machte mir Andi auf dem Brett kniend den Antrag, und wir konnten uns auf der Verlobungswelle sogar noch küssen. Ein einmaliges Glück.»

Geheiratet haben sie eher pragmatisch denn romantisch in Nevada – aber nicht klassisch in Las Vegas, sondern in Lake Tahoe. Dort kannten sie Freunde, die Trauzeugen und zugleich Gastgeber der Hochzeitsnacht waren. «Ausserdem konnten wir dort Eugen einlösen, damit wir ihn verkaufen konnten. In Kalifornien ging das wegen den strengen Abgasvorschriften nicht.»

Erste Kunden Latinos und Afrikaner

Zurück in der Schweiz mussten beide von vorn anfangen. «Uns war klar, dass wir vernünftigerweise schon früher zurückgekehrt wären. Aber wann ist man schon mal so frei?» Beide haben in Basel wieder Arbeit gefunden. Wichmann arbeitet 60 Prozent in einem Architekturbüro. «Ich mag die Architektur, doch dieser Beruf kann dich auffressen.» Mit dem Teilzeitpensum kann sie keine Bauprojekte mehr planen, dafür hat sie mehr Zeit, andere Ideen zu verwirklichen – wie ihre Chemiserie +.

Wichmann hofft, die Schweizer für das Kleiderkonzept zu gewinnen. «In der Wohlstandsgesellschaft sind sich einige zu gut, Geld für gebrauchte Kleider zu nehmen. Dabei macht der Tausch oder Weiterverkauf gerade in der schnelllebigen Mode Sinn.»

Einen Monat nach Eröffnung hängen die von Anderhub geschreinerten und geschraubten Gestelle jedenfalls voll. «Ein paar Latinos aus dem Quartier shoppen hier schon selbstverständlich und auch eine Handvoll Amerikaner kam schon tauschen. Die Schweizer stellen interessiert Fragen und bringen beim nächsten Besuch Kleider mit.»

Es scheint, der Kleidertausch wird auch hierzulande populär – nicht nur nach Fussballspielen oder auf Baby-Kleiderbörsen.

tageswoche.ch/+jhlfd ×

Chemiserie+, Drahtzugstr. 24, Basel
www.chemiserieplus.ch

Flüchtlinge

Im Wohnheim der Sozialfirma B2 finden Jugendliche, die alleine geflüchtet sind, eine Heimat auf Zeit. Sie führen ein Leben zwischen Schule, Ämtliplan, gemeinsamem Essen und Warten auf den Asylentscheid.

VOM ANALPHABETEN ZUM KLASSENBESTEN

FOTO: ELENI KOUGIONIS

von Matthias Oppliger

Es ist halb 8 Uhr morgens und der Staubsauger läuft bereits. Hamid* räumt vor der Schule noch sein Zimmer auf, während seine Kollegen den Gang wischen und die Küche putzen. Die Morgen im Wohnheim der Sozialfirma B2 sind geschäftig, jeder der zehn jugendlichen Asylsuchenden hat ein dichtes Tagesprogramm vor sich.

Wir befinden uns in einem flachen Hinterhaus im Hegenheimer-Quartier, nicht weit vom Burgfelderplatz. Hier betreibt B2 seit Jahren ein betreutes Wohnangebot für junge Männer. Während sich die Klientel ursprünglich hauptsächlich aus straffälligen Jugendlichen zusammensetzte, werden die Zimmer seit einigen Monaten von sogenannten UMA bewohnt. Die Abkürzung geht leicht über die Lippen, doch dahinter verbergen sich schwierige bis tragische Schicksale: UMA ist Amtsdeutsch für «Unbegleitete minderjährige Asylsuchende».

Hamid und seine Mitbewohner waren zum Teil monatelang unterwegs. Ohne Eltern oder andere Bezugspersonen, den Schleppern, Soldaten und Polizisten wehrlos ausgeliefert. Sie kommen aus Syrien, dem Iran, aus Afghanistan. Und jetzt müssen sie los. Das Tram fährt gleich, die Schule ruft.

Die Jugendlichen sind zwischen 15 und 17 Jahre alt, die meisten besuchen die eigens geschaffenen Integrationsklassen an der Schule für Brückenangebote. Hamid aber ist Analphabet, er hat zuvor noch nie eine Schule von innen gesehen. Also besucht er zunächst einmal einen Alphabetisierungskurs bei Ecap an der Clarastrasse, einem Bildungsinstitut für fremdsprachige Erwachsene. Die fehlende Schulbildung merkt man ihm aber nicht an, Hamid spricht von allen Jugendlichen im B2 am besten Deutsch.

Die Kälte in Basel macht Hamid nichts aus. Daheim in Afghanistan, auf dem Bauernhof seines Vaters, dort waren die Winter wirklich hart.

Auf dem Weg zur Schule unterhalten wir uns. Über das Wetter in der Schweiz zum Beispiel. Es ist ein schöner Tag, die Sonne scheint. Die letzten Tage in Basel waren kalt, doch das habe ihm nichts ausgemacht, sagt Hamid. Zu Hause in Afghanistan auf dem Bauernhof seines Vaters, dort seien die Winter wirklich hart gewesen.

Wenig später soll Hamid seinen Klassenkameraden auf der grossen Weltkarte zeigen, wo er herkommt. Doch zuerst erzählen alle kurz etwas über sich. Wo sie herkommen, wie lange sie bereits in der Schweiz sind, was sie arbeiten, solche Dinge. Neben Hamid besteht die Klasse an diesem Tag aus einer Äthiopierin, einer Tamilin, einem Eritreer und einem Kosovaren. Die meisten sind seit vielen Jahren in der Schweiz, Hamid ist trotzdem der beste Schüler. Vom Analphabeten zum Klassenbesten, es ist eine steile Karriere.

Tür öffnen statt Licht löschen

Im Alphabetisierungskurs bringt die Lehrerin Ursula Hofmann ihren Schülern beiläufig auch etwas über die Schweiz bei. «Was fällt euch ein zur Schweiz? Was ist speziell hier?», fragt sie. «Schokolade», ruft die Äthiopierin und «Käse». Sie mag zwar beides nicht, doch die Klischee-Schweiz hat auch sie verinnerlicht. «Berge, Wasser, Uhren», die Tafel füllt sich langsam mit Begriffen. Vor Hamid auf dem Tisch liegt ein Metalletui mit sechs Caran-d'Ache-Farbstiften, darauf sind ein Schweizerkreuz und die Umrisse des bekanntesten Schweizer Bergs zu sehen.

«Welcher Schweizer Jugendliche würde schon am Morgen vor der Schule sein Zimmer putzen oder den Gang staubsaugen?»

Nadja Gisske, Leiterin Wohnheim B2

Danach kommen die Himmelsrichtungen dran. Frau Hofmann zeigt nach oben, Hamid ruft: «Luft, Himmel, Dach». Alle lachen, gemeint war natürlich «Norden». Es kommt immer wieder zu lustigen Missverständnissen. Die Lehrerin bittet den Eritreer, das Licht zu löschen. Er öffnet stattdessen die Türe.

Hamid macht so rasante Fortschritte, dass er im Sommer in die Integrationsklasse wechseln kann. «Er hat solche Freude am Lernen, das muss gefördert werden», sagt Hofmann. Also lässt sie Hamid am PC Texte tippen, die sie ihm diktiert. Die anderen Schüler füllen währendessen in ihren Alphabetisierungsbüchern Übungen aus. Als Nächstes will Hofmann ihm eine Bibliothekskarte organisieren. «Damit er dort den Computer benutzen und Bücher ausleihen kann.» Ich frage ihn, wie es ihm gelungen ist, so schnell Deutsch zu lernen. «Ich lese sehr gerne», antwortet Hamid. Er beherrscht Deutsch unterdessen besser als seine Muttersprache, zumindest schriftlich.

Hamid ist wahnsinnig fleissig», sagt Nadja Gisske. Sie leitet das Wohnheim von B2. «Er, aber auch die anderen Jugendlichen, machen jeden Abend Hausaufgaben und sie lernen gemeinsam.» Die jungen Syrer, Afghanen und Iraner seien extrem pflichtbewusst, sagt Gisske. «Welcher Schweizer Jugendliche würde schon am Morgen vor der Schule sein Zimmer putzen oder den Gang staubsaugen?»

Die meisten der jungen Bewohner leben seit Mitte Dezember im B2. «Damals kam die Anfrage vom Kinder- und Jugenddienst Basel-Stadt, ob wir freie Plätze hätten», sagt Thomas Mohler, Geschäftsleiter bei B2.

Das Bett im Hegenheimer-Quartier ist für die jungen Männer der erste sichere Ort seit Langem.

2015 nahmen die Asylgesuche in der Schweiz zu. Dramatisch war der Anstieg insbesondere bei den UMA. Während 2014 noch knapp 800 unbegleitete junge Asylsuchende in der Schweiz ankamen, waren es ein Jahr darauf bereits rund 2700. Auch anteilsmässig wuchs diese Flüchtlingsgruppe um mehr als das Doppelte. Der Bürgerkrieg in Syrien schlug viele Familien und Jugendliche in die Flucht.

Die UMA geniessen besonderen Schutz in der Schweiz, ihre Betreuung und Unterbringung stellt die Behörden vor spezielle Herausforderungen. Unterstützung suchte die Sozialhilfe, die in Basel für die Asylsuchenden zuständig ist, unter anderem bei Privaten wie B2.

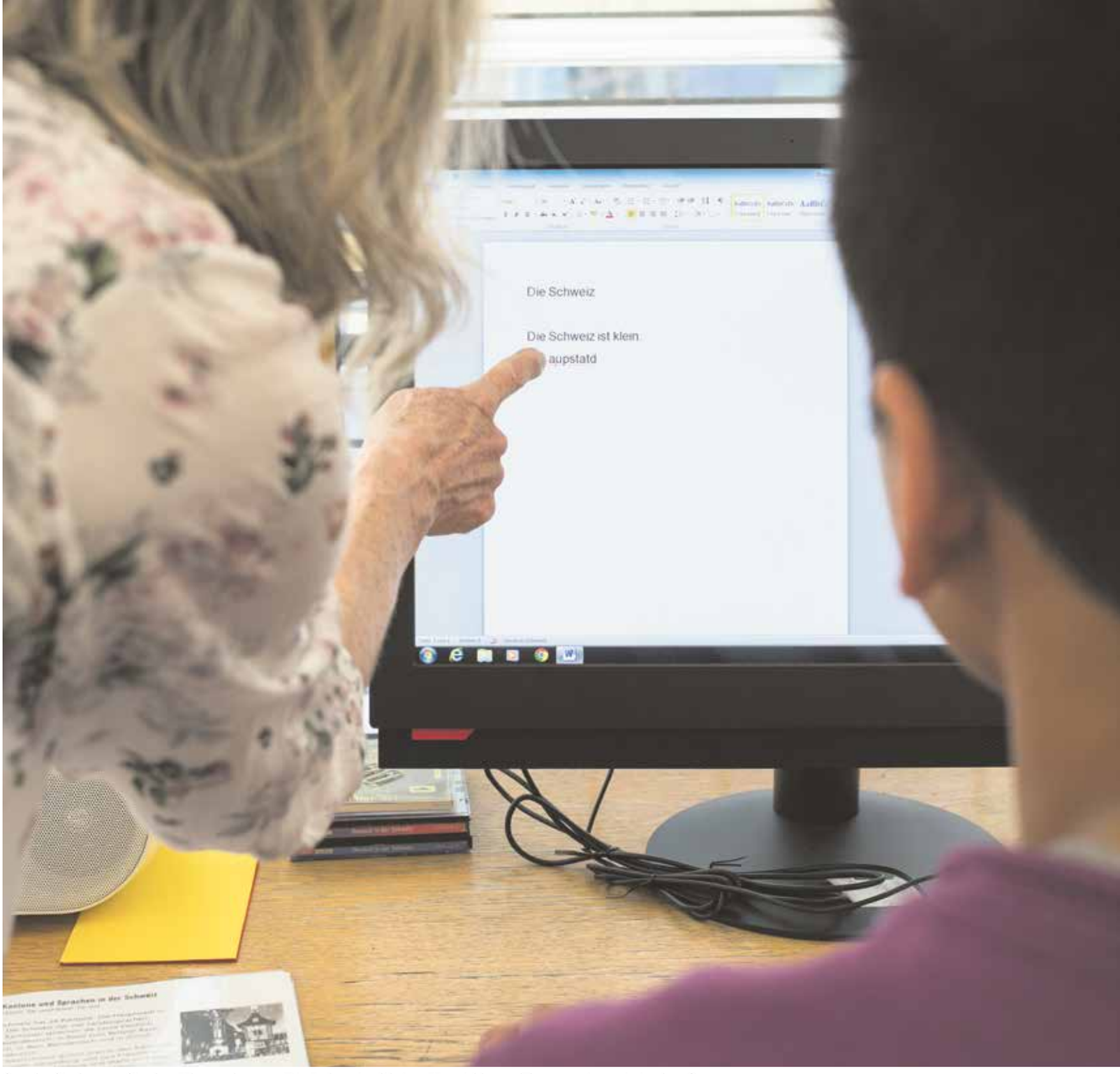
Dort stand die Infrastruktur bereit. Das Wohnangebot im Hegenheimer-Quartier hat sich für die Unterbringung straffälliger Jugendlicher zwar etabliert, doch die Auslastung sank zuletzt. Heute bewohnen noch drei ursprüngliche Klienten den rechten Flügel. «Wir konnten in kurzer Zeit einen ganzen Gebäudeflügel freiräumen», sagt Mohler. Sollte die Nachfrage weiter steigen, würden die übrigen drei Klienten in B2-Wohngruppen im Gundeli untergebracht. So könne B2 insgesamt 32 jugendliche Asylsuchende aufnehmen.

Möglichst unter Ihresgleichen

Dabei gelten besondere Aufnahmekriterien: Die Jugendlichen müssen männlich und mindestens 15 Jahre alt sein und sollten nicht unter einer wahrnehmbaren starken Traumatisierung leiden. Ausserdem schaut B2 darauf, dass die Gruppe ethnisch und sprachlich möglichst homogen zusammengesetzt ist.

Pro Jugendlichen erhält B2 von der Sozialhilfe monatlich 5860 Franken für Unterbringung, Begleitung und Tagesstruktur. Die ursprüngliche Klientel war mit 7480 Franken pro Monat und Person deutlich teurer. Regelmässige Coachinggespräche oder Besuche bei der Psychologin sorgen dafür, dass es den Jugendlichen auch abseits der Alltagsbewältigung gut geht. «Uns geht es darum, dass die UMA hier die Zeit bis zum Asylentscheid möglichst entspannt verbringen können», sagt Mohler.

Nach der beschwerlichen und gefährlichen Flucht ist das Bett im Hegenheimer-



Sonderförderung für den Klassenbesten: Die Lehrerin diktiert Hamid kurze Texte, er tippt sie in den Computer. FOTO: ELENI KOUGIONIS

Quartier oft der erste sichere Ort, den diese jungen Männer finden.

Am Mittag kehrt Hamid aus der Schule zurück. Er besteht darauf, uns einen Tee zu servieren. Nacheinander finden sich alle Bewohner ein. Im Wohnheim hat Betreuer Claudio Bähler das Mittagessen zubereitet. Bähler wohnt zusammen mit seiner Frau im gleichen Haus und ist die wichtigste Ansprechperson für die Jugendlichen. Im Heim werden sämtliche Mahlzeiten gemeinsam eingenommen. Sie sind fester Teil des Tagesprogramms und eine Gelegenheit, sich auszutauschen. Heute gibt es Pommes, was bei den jungen Männern für Begeisterung sorgt.

Die kommt allerdings nur scheu zum Ausdruck, unsere Anwesenheit wirkt wohl einschüchternd auf sie. «Wirklich ausgelassen sind die Jungs selten», sagt Bähler. Man spüre die Ungewissheit, die das Warten auf den Asylbescheid in ihnen auslöse.

«Manchmal mussten wir wochenlang bei einem Schlepper im Haus ausharren.»

Hamid, Asylsuchender in Basel

Nach dem Essen können wir uns mithilfe eines Übersetzers eingehender mit Hamid unterhalten. Über seine Heimat, über den Grund für seine Flucht, über die Reise, über seine Hoffnungen und Wünsche.

«Ich komme aus einem kleinen Ort auf dem Land im Taliban-Gebiet, ungefähr 18 Autostunden von Kabul entfernt. Mein Vater besitzt dort etwas Land und einen Bauernhof. Die Taliban wollten mich einziehen und zum Kämpfer machen. Da hat mich mein Vater fortgeschickt. Er und mein kleiner Bruder sind noch dort, meine Mutter ist gestorben. Um meine Flucht zu finanzieren, musste mein Vater ein Stück Land verkaufen. Damit haben wir die Schlepper bezahlt, das hat ungefähr 7000 Dollar gekostet.

Die Flucht hat drei Monate gedauert und führte mich über Pakistan und Iran in die Türkei, von dort nach Griechenland,

Flüchtlinge

Basel muss immer mehr Bildungsangebote für Flüchtlinge einrichten. Doch dieser Aufwand lohnt sich.

Alle zwei Monate eine neue Schulklasse

von Renato Beck

Die goldene Regel im Umgang mit jungen Flüchtlingen lautet: So früh wie möglich mit der Integration beginnen. Doch der erhöhte Zustrom an Schutzsuchenden stellt das Basler Bildungssystem vor Schwierigkeiten. Alle zwei Monate im Schnitt musste in Basel seit Beginn der Flüchtlingskrise eine neue Schulklasse gebildet werden, in denen vor Krieg und Elend geflohene Jugendliche untergebracht werden. Zwei Millionen Franken kosten die zusätzlichen Angebote pro Jahr ab 2017.

«Man darf keine Zeit verlieren, sondern muss sofort mit dem Sprach- und Integrationsunterricht beginnen», sagt Ulrich Maier, Leiter Mittelschulen und Berufsbildung im Erziehungsdepartement. Dies verlange auf Seiten der Behörden eine grosse Flexibilität, denn man könne nicht vorhersehen, wie viele Flüchtlinge zugeteilt würden – und vor allem nicht, wie viele davon minderjährig seien.

Manchmal beginnt es beim Elementaren: Wie finde ich mich in Basel zurecht? Was sind die Regeln?

Bislang, sagt Maier, gelinge die Kraftanstrengung. Seit den letzten Sommerferien wurden vier neue Integrations- und Berufswahlklassen gebildet, dazu eine Auffanggruppe mit total 76 Schülern. Diese ermöglichen fremdsprachigen Zuzügern, auch nach Erfüllung der obligatorischen Schulpflicht in einem staatlichen Bildungsangebot unterzukommen. Während ein bis zwei Jahren lernen Jugendliche zwischen 16 und 20 Jahren, was es braucht, um den Weg in den Schweizer Arbeitsmarkt zu finden.

Doch die neugebildeten Integrationsklassen müssen teilweise beim Elementaren beginnen: In einer im Januar aufgegleisten Spezialklasse geht es zunächst nur darum, wie sich die minderjährigen Flüchtlinge in Basel zurechtfinden können, welche gesellschaftlichen Regeln und Konventionen zu beachten sind.

80 Prozent finden eine Lehrstelle

Denn es sind nicht die fehlenden Räumlichkeiten oder die Schwierigkeiten, ausgebildete neue Lehrkräfte zu finden, welche für die Bildungsbehörde die grösste Herausforderung darstellt, so Maier: «Es ist die grosse Heterogenität der jugendlichen Flüchtlinge.» Manche hätten einen höheren Abschluss vorzuweisen, andere könnten kaum Lesen und Schreiben.

Bislang weisen die Berufswahlklassen eine beachtlich hohe Erfolgsquote auf: 40 Prozent schaffen direkt den Weg in eine Berufslehre, weitere nach einem zusätzlichen Jahr. Nur jeder Fünfte schafft es auch dann nicht, den ersten Schritt auf dem Arbeitsmarkt zu unternehmen. «Die Zahl an Lehrstellen für vergleichsweise Unqualifizierte ist beschränkt», erklärt Maier, weshalb es letztlich nicht alle schaffen.

Probleme schafft die Verteilpraxis des Schweizer Asylsystems bei der Volksschule, weil Familien oft gezwungen sind, im Verlauf des Asylprozesses den Wohnort zu wechseln. Dadurch ist ein geregelter Schulbetrieb über längere Dauer oft nicht möglich, sagt Maier. Neun Kindergärtler, 14 Primarschüler und 26 Sekundarschüler mit Fluchthintergrund gehen derzeit in Basel zur Schule.

Baselland muss selber schauen

Bislang schaffe man es in Basel, sämtliche jungen Ankömmlinge zügig in einem Bildungsangebot unterzubringen. Wartefristen gibt es noch keine. Folgen hat die angespannte Situation für den Nachbarkanton Baselland. Um genügend Kapazitäten in den Integrations- und Berufswahlklassen bewahren zu können, hat Basel-Stadt die Vereinbarung aufgekündet, wonach auch Baselland zugeteilte Flüchtlinge teilnehmen können. Der Nachbarkanton wurde gebeten, eigene Strukturen aufzubauen.

tageswoche.ch/+712y5 ×

über den Balkan nach Österreich und schliesslich in die Schweiz. Wir reisten entweder zu Fuss oder im Auto. Dabei war ich meist alleine unterwegs. Eine Zeit lang hat mich ein junger Mann begleitet, den ich unterwegs kennengelernt habe. Manchmal mussten wir wochenlang bei einem Schlepper im Haus ausharren und uns verstecken. Die Flucht war sehr schlimm, viele Leute sind unterwegs verschwunden. Niemand weiss, wohin. Als wir über das Meer fuhren, sah ich ein ganzes Boot voll mit toten Frauen. Da waren sicher 15 Leichen.

Ich wurde unterwegs nirgendwo registriert, erst in der Schweiz. Hier wurde ich zuerst im Empfangszentrum untergebracht. Nach etwa eineinhalb Monaten kam ich dann zu B2. Ich bin so froh, dass ich hier bin. Endlich darf ich in die Schule gehen. Zu Hause habe ich nie eine Schule besucht. Ich musste meinem Vater auf dem Hof zur Hand gehen. Es war mein grösster Wunsch, dass ich hier etwas lernen darf. Am liebsten würde ich später studieren und Arzt werden. Aber ich weiss, dass das sehr schwierig ist für mich.

Nach Afghanistan will ich nicht mehr zurück. Höchstens, um noch einmal meinen Vater und meinen kleinen Bruder zu sehen. Wir telefonieren einmal im Monat zusammen. Es geht ihnen nicht so schlecht.»

Wenn Hamid über die Schule spricht, wirkt es, als würde er einen Teil seiner Last abgeben.

Hamid wirkt angespannt. Beim Sprechen hält er seine Arme verschränkt. Das Erzählen fällt ihm schwer und doch strahlt er eine gewisse Ruhe aus. Er lächelt scheu. Wenn er über die Schule spricht, strahlt er sogar. Als ob er einen Teil seiner Last abgegeben hätte und Platz für etwas Neues schaffen konnte. Als ob dort, wo vorher nichts war, etwas Neues keimen würde.

Nächste Woche sind Schulferien, dann steht für Hamid und seine Kollegen von B2 ein Tag im Schnee auf dem Programm. Ausserdem wollen sie den Garten aufräumen, Tische rausstellen und vielleicht den Grill ein erstes Mal in Betrieb nehmen. Danach beginnt der Frühling und die Jugendlichen erleben bald die ersten warmen Tage in der Schweiz.

tageswoche.ch/+ciwrj ×

***Name geändert. Da die jungen Männer im B2 noch minderjährig sind, wurden sie so fotografiert, dass sie nicht zu erkennen sind.**

Weiterlesen, S. 28

«Welche Flüchtlingskrise?», tageswoche.ch/+i3s1h

FOTO: ELENI KOUGIONIS

Schulden

Ende 2016 verjähren in der Steuerverwaltung Verlustscheine im Wert von 98 Millionen. Der Kanton Basel geht deshalb nun auf die Schuldner los – und gefährdet damit Existenzen.

Geld eintreiben – koste es, was es wolle

Obdachlos, eingeschätzt und Jahre später vom Steueramt betrieben. FOTO: KEYSTONE

von Yen Duong

Es herrscht Hochbetrieb in den Räumen der kantonalen Inkassostelle am Fischmarkt 10. Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Steuerverwaltung müssen hereinholen, was noch zu holen ist. Viel Zeit bleibt nicht mehr. Ende dieses Jahres verjähren alle Verlustscheine, die vor 1997 ausgestellt wurden.

Früher waren Verlustscheine unverjährbar. Mit der Revision des Schuldbetreibungs- und Konkursgesetzes per 1. Januar 1997 wurde eine Verjährungsfrist von 20 Jahren eingeführt.

Gemäss «Tages-Anzeiger» wird die Zahl der ablaufenden Verlustscheine schweizweit auf drei Millionen geschätzt. Bei einem durchschnittlichen Forderungsbetrag von 5000 Franken ergibt das 15 Milliarden Franken Schulden, die sich Ende Jahr in Luft auflösen, wenn die Gläubiger untätig bleiben.

Ein «Riesenproblem»

Untätig ist der Kanton Basel-Stadt diesbezüglich ganz und gar nicht. Im Auftrag der Regierung hat vor über drei Jahren die Inkassostelle ihre Arbeit aufgenommen. Sie hat den Auftrag, sämtliche Forderungen der Verlustscheine für die Verwaltung einzutreiben. Das macht sie seither auch fleissig.

Für den Kanton Basel-Stadt droht Ende 2016 viel Geld verlorenzugehen. Gemäss Christian Mathez, Leiter Rechtsdienst bei der Steuerverwaltung, verfallen am 31. Dezember in der Verwaltung voraussichtlich 28 500 Verlustscheine. Darunter Steuerforderungen von Kanton und Bund sowie weitere Forderungen anderer Verwaltungsstellen im Gesamtbetrag von insgesamt 98 Millionen Franken.

Systematisch fordert die Inkassostelle der Steuerverwaltung deshalb die Schuldner auf, ihre Verlustscheine zurückzukau-

fen. Erwartet wird eine Zahlung innert 30 Tagen oder ein Zahlungsvorschlag. Wer die 30-tägige Frist nicht nutzt, wird betrieben. Damit erhöht sich die Chance, das Geld mittel- bis längerfristig zurückzubekommen: Die Frist von 20 Jahren beginnt mit der Eröffnung der Betreibung nämlich von Neuem. Die Steuerverwaltung gewinnt dadurch zwei Jahrzehnte Zeit.

Die ablaufenden Verlustscheine beschäftigen momentan auch die Schuldenberatungsstelle «Plusminus» intensiv: «Die Verlustscheinbewirtschaftung des Kantons ist ein Riesenproblem für unsere Klientinnen und Klienten. Viele von ihnen werden von einer fernen Vergangenheit eingeholt, als sie zum Beispiel die Steuererklärung nicht ausgefüllt hatten und deswegen eingeschätzt wurden», sagt die Präventionsverantwortliche Agnes Würsch.

Mehr Privatkonkurse

Manche Klienten trifft die Forderung unerwartet, weil sie nicht mehr wissen, dass sie Verlustscheine haben. Zudem sei die Zahlungsaufforderung für Verlustscheine gerade für jene Personen, die eine erfolgreiche Schuldensanierung hinter sich hätten, sehr heftig. «Für sie bedeutet dies, dass sie eine zweite Sanierung machen müssten – eine unzumutbare Variante.»

Würsch bezeichnet die Verlustscheinbewirtschaftung des Kantons in diesen Fällen als «stossend». «Grundsätzlich sind die Hürden bei der Steuerverwaltung sehr hoch – eine Einigung zu finden ist sehr schwierig. Manchmal bleibt dann nur ein Privatkonkurs übrig.»

Die Privatkonkurse haben in den letzten drei Jahren gemäss Auskunft des Konkursamts in Basel-Stadt zugenommen: Wurden 2013 noch 26 Privatkonkurse registriert, waren es 2014 insgesamt 34. Vergangenes Jahr gingen 51 Personen in Konkurs.

tageswoche.ch/+e25m2 ×

Verlustscheine

Nach Ablauf der Pfändung erhält der Gläubiger einen Verlustschein, falls seine Forderung vom Schuldner nicht gedeckt werden konnte. Verlustscheinforderungen werden im Betreibungsregisterauszug angezeigt. Eine Löschung erfolgt erst, wenn die Verjährung eingetreten ist oder die Schuld getilgt wurde. Für den Verlustschein gilt eine Verjährungsfrist von 20 Jahren. Die Verjährung kann aber unterbrochen werden, sobald eine neue Betreibung eingeleitet wird, der Schuldner die Forderung anerkennt oder einen Teil davon begleicht.

Schulden

Die Steuerverwaltung will Geld von einst Obdachlosen. Ein Betroffener erzählt.

«Das würde meine Existenz vernichten»

von Yen Duong

Der Brief kam aus dem Nichts und löste bei M.A.* eine Lebenskrise aus. Dass ihn seine Vergangenheit als Heroinabhängiger so einholen würde, hatte der 48-Jährige nicht erwartet. Aus seiner Drogenzeit hat M.A. bei der Basler Steuerverwaltung Verlustscheine in der Höhe von über 44 000 Franken offen.

Die Inkassostelle des Kantons forderte ihn in einem Brief letzten September zum Rückkauf der Verlustscheine auf. Wenn er die Rechnung nicht innert 30 Tagen begleiche oder einen Zahlungsvorschlag mache, leite die Verwaltung die Betreibung gegen ihn ein. «Ich fiel aus allen Wolken», sagt M.A. «Ich bin davon ausgegangen, dass ich keine Schulden habe – das sagte mir zumindest das Fürsorgeamt damals.»

«Rechtlich handelt die Steuerverwaltung korrekt. Für die Betroffenen aber ist die Situation menschlich unerträglich»

Ombudsfrau Beatrice Inglin

Damals, das war in den 1990er-Jahren. M.A. war heroinsüchtig und lebte mehrere Jahre auf der Strasse. In dieser Zeit füllte er die Steuererklärung nicht aus. «Ich war gar nicht in der Lage dazu. Ausserdem hatte ich keine Wohnadresse, um Briefe entgegenzunehmen.» Das führte dazu, dass ihn die Steuerverwaltung einschätzte und dabei auf Beträge zwischen 10 000 und 14 500 Franken pro Steuerjahr kam. «Ich verdiente in der Tat früher mal gut. In dieser Zeit, als die Steuerverwaltung mich einschätzte, war ich aber von der Sozialhilfe abhängig», sagt er heute.

Für M.A. ist es ein Ding der Unmöglichkeit, die Verlustscheine von über 44 000 Franken zurückzukaufen: «Das würde meine Existenz vernichten. Ausserdem will ich das auch nicht, weil ich damals gar kein Einkommen erzielt hatte.» Er versuchte der Steuerverwaltung seinen Fall darzulegen – und stiess dabei auf taube Ohren.

M.A. findet es störend, dass sich die Verwaltung kompromisslos zeigt, obwohl er nachweisen kann, dass er vor über 20 Jahren von der Sozialhilfe abhängig war. «Man muss doch von Fall zu Fall schauen und auch mal Kulanz zeigen. Hätte die Steuerverwaltung ihre Arbeit richtig gemacht, hätte sie nämlich gesehen, dass ich damals Sozialhilfebezüger war, und mich nicht so hoch einschätzen dürfen.»

Fälle wie den von M.A. kennt die Ombudsstelle, die bei Konflikten zwischen der Basler Verwaltung und Bevölkerung vermittelt, zur Genüge. Ombudsfrau Beatrice Inglin sagt: «Dieses Problem tritt momentan häufig auf, zumal die Verlustscheine Ende Jahr erstmals verjähren.» Die Beschwerdestelle des Kantons hat versucht, für Personen, die zu hoch eingeschätzt wurden, eine Lösung zu finden. «Wir haben viel mit der Steuerverwaltung diskutiert – alle unsere Lösungsvorschläge für Erlassungsgesuche wurden nicht akzeptiert», sagt Inglin.

Der Ombudsstelle sind die Hände gebunden. «Rechtlich handelt die Steuerverwaltung korrekt. Aber für die Menschen, die damals gar nicht so viel verdient hatten, sich aber nicht gegen die hohe Einschätzung wehrten, ist die Situation menschlich unerträglich», sagt Inglin. Aktiv müsse wohl die Politik werden, denn um etwas dagegen unternehmen zu können, brauche es eine Gesetzesänderung.

Kein Spielraum

Die Steuerverwaltung bestätigt auf Anfrage, dass es praktisch keinen Spielraum gibt:

> «Personen, die ihre steuerlichen Mitwirkungspflichten nicht erfüllen, werden amtlich eingeschätzt. Dagegen können sie Einsprache erheben oder Rekurs ergreifen, um eine Korrektur zu erwirken. Verstreicht die Rechtsmittelfrist unbenutzt, wird die Steuerforderung rechtskräftig und damit auch vollstreckbar.»

Einen Ausweg aus dieser Misere gibt es für M.A. also nicht. «Die ganze Situation belastet mich extrem. Erst recht, weil ich wieder mit beiden Beinen im Leben stehe – und jetzt das.» Er habe darum viel Alkohol konsumiert. «Einfach, damit es erträglicher wird. Mittlerweile habe ich aber wieder damit aufgehört.» Die gesetzliche Frist von 30 Tagen ist inzwischen längstens vorbei. M.A. wird derzeit von der Steuerverwaltung betrieben. Somit begleiten ihn die Schulden 20 weitere Jahre.

*Name der Redaktion bekannt

tageswoche.ch/+fyobt ×

Leere und Tristesse: Im Innovationspark herrscht Ruhe statt Kreativbetrieb.

Innovationspark

Der Innovationspark zeitige Ergebnisse, behaupten seine Macher. Doch konkrete Resultate blieben bisher weitgehend aus.

Erfindung einer Erfolgsgeschichte

von Jeremias Schulthess

Die Fenster sind abgedunkelt, auf dem Bürotisch liegen Papiere verstreut, am Computer sitzt ein etwa fünfjähriger Bub, der einen Film schaut. Nebenan befindet sich ein weiteres Büro. Darin gibt es einen weissen Tisch mit Laptop und Telefon.

Das sind die Räume an der Gewerbestrasse in Allschwil, in denen zwei Unternehmen sitzen, die der Innovationspark laut eigenen Aussagen hier ansiedelte. Überhaupt wirken Räumlichkeiten, in denen der Innovationspark seinen Sitz hat, heruntergekommen. Ein Mitarbeiter eines Unternehmens vor Ort sagt: «Das ist nicht gerade das, was man sich unter einem Innovationspark vorstellt.»

Der Innovationspark Region Nordwestschweiz, der 2011 von den beiden Halbkantonen und der Handelskammer beider Basel (HKBB) gegründet wurde, ist seit einem Jahr an der Gewerbestrasse aktiv. Die einstigen Räumlichkeiten von Actelion an der Gewerbestrasse nutzt der Innovationspark, bis in einigen Jahren weitere Fläche und ein Neubau im Bachgraben-Areal zur Verfügung stehen. Der Park sei jedoch bereits heute eine «Erfolgsgeschichte», sagt HKBB-Direktor Franz Saladin.

Das begründet er so: Man habe bereits 4500 von 5000 Quadratmeter Fläche an «mehrere kleine Firmen» vermietet. Das erklärten die Verantwortlichen des Innova-

FOTO: JEREMIAS SCHULTHESS

tionsparks im Januar vor der Volkswirtschafts- und Gesundheitskommission des Landrats.

Welche Firmen der Innovationspark – neu Swiss Innovation Park (SIP) genannt – bereits nach Allschwil gelockt hat, beantwortet Saladin nicht. Die Webseite des SIP nennt vier Projekte, die bereits im Innovationspark beheimatet seien: AOT und Mininavident (zwei Spin-Offs der Uni und des Universitätsspitals Basel), MTIP, ein Unternehmen, das Startups berät, sowie das Departement für Biomedical Engineering der Universität Basel.

Der SIP führt auf seine Page zwei Spin-Offs der Uni auf. Doch deren Geschäftsführer sagt: «Mit dem Innovationspark haben wir eigentlich nichts zu tun.»

Die Geschäftsführer der beiden Spin-Offs zeigen sich überrascht, dass der SIP ihre Unternehmen auf seiner Webseite aufführt. Frank Berlinghoff von Mininavident sagt: «Echt? Mit dem Innovationspark haben wir eigentlich nichts zu tun.»

Das Departement für Biomedical Engineering belegt rund 2800 Quadratmeter. AOT hat etwa 250 zur Verfügung und Mininavident belegt laut eigenen Angaben weniger als 15 Quadratmeter – wie viel Fläche die Beratungsfirma MTIP mietet, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden.

«Wir haben sehr viel gemacht»

Daraus ergibt sich eine vermietete Fläche von etwa 3000 Quadratmetern, wovon der allergrösste Teil dem Departement für Biomedical Engineering zufällt. Wie der Innovationspark auf die 4500 Quadratmeter kommt, die bereits an Firmen vermietet seien, bleibt somit unklar.

Mehrere Anfragen der TagesWoche, die Räume zu besichtigen und unter anderem Filmaufnahmen vor Ort zu machen, schlägt der SIP-Geschäftsführer André Moeri aus und verweist auf HKBB-Direktor Saladin, der für Presseanfragen verantwortlich sei. Moeri sagt Anfang März, er habe erst Mitte April wieder Zeit.

Auf die Frage, was der Innovationspark seit dem Einzug an der Gewerbestrasse vor einem Jahr konkret erreicht habe, sagt Saladin: «Wir haben sehr viel gemacht.» So habe der SIP die Räumlichkeiten an der Gewerbestrasse umgebaut. Die Universität erklärt hingegen auf Anfrage, die Kosten für den Mieterausbau in Höhe von 1,2 Millionen Franken habe man selbst bezahlt.

Ein Höhepunkt des noch jungen Innovationsparks habe zudem 2015 stattgefunden, erklärt Saladin. Die Werner-Siemens-Stiftung sprach 15 Millionen Franken für ein Medtech-Projekt, das dereinst im SIP unterkommen soll. Doch die 15 Millionen gehen an das Projekt, nicht an den SIP. Für Saladin ist es aber ein Erfolg, da ein SIP-Vorstandsmitglied die Akquisition der Gelder in die Wege leitete. «Der SIP konnte mit diesem Kristallisationskeim äusserst erfolgreich starten.»

Geld von Kantonen

Der Innovationspark erhielt 2013 eine halbe Million Franken von den Kantonen Baselland und Basel-Stadt. 2014 legten die Halbkantone eine Million drauf. Nun sprachen der Grosse Rat und Landrat im Dezember 2015 und Februar 2016 einen Verpflichtungskredit in Höhe von 2,7 Millionen Franken.

Dieses Geld verwendet der Innovationspark für drei Mitarbeiter und Betriebskosten von 2016 bis 2018. Damit soll «die Projektierung des Designs und das Anlocken von Investoren» finanziert werden, so sagten es die SIP-Verantwortlichen in der Landratskommission.

Saladin erklärt, es gehe in erster Linie darum, «die Geschäftsstelle und damit den weiteren Aufbau des Innovationsparks zu finanzieren». Also zum Beispiel darum, das Marketing auszubauen und die Räume herzurichten.

Für Mitarbeiter und Betriebskosten budgetiert der SIP jeweils 1,35 Millionen Franken über drei Jahre. Wofür die 1,35 Millionen Betriebskosten konkret verwendet werden, will Saladin aber nicht sagen. Er verweist auf einen Landratsbericht, in dem von Kosten für «elektronische Vermarktungs-Instrumente und Social-Media-Aktivitäten» die Rede ist. Einen Twitter- oder Facebook-Account führt der Innovationspark indes nicht.

Die Baselbieter SP-Co-Präsidentin Regula Meschberger war in der Kommission, als die Verantwortlichen des Innovationsparks inklusive Regierungsrat Thomas Weber das Projekt vorstellten. Sie habe das Ganze kritisch hinterfragt, sagt Meschberger. «Der Innovationspark wurde uns als grosse Erfolgsgeschichte verkauft.» Den Kommissionsmitgliedern sei nichts anderes geblieben, als den Verantwortlichen zu vertrauen. Am Ende stimmte Meschberger und die Mehrheit der Landrätinnen und Landräte für den Verpflichtungskredit.

Die Betriebskosten umfassen auch Social-Media-Aktivitäten. Einen Twitter- oder Facebook-Account führt der Innovationspark indes nicht.

Einen Business-Plan für die kommenden Jahre legten die Verantwortlichen den Politikern nicht vor. Saladin versicherte jedoch in der Landratskommission, dass der Entwurf eines Business-Plans bereits stehe und demnächst vorgelegt werden könne. Auf die Anfrage, wann dieser Business-Plan vorgelegt werde, sagt Saladin: «Die Business-Pläne sind nicht öffentlich.»

In der zweiten Phase, die der Innovationspark ab 2018 anpeilt, soll ein Neubau im Bachgraben-Areal entstehen, etwa 200 Meter vom heutigen Standort entfernt. Dafür werde der Innovationspark die Kantone um eine Anschubfinanzierung anfragen, heisst es im Bericht an den Landrat. Die Kosten für das Gebäude in Allschwil und ein weiteres in Delémont belaufen sich auf etwa 132 Millionen Franken.

Das sind grosse Pläne. Fraglich bleibt, ob die Unklarheiten bis dahin geklärt sind und ob die Firmen, welche die Macher des Innovationsparks ankündigen, bis dahin kommen werden.

tageswoche.ch/+43j9g ×

ANZEIGE

Noch keine Lehrstelle 2016?
Drohender Lehrabbruch?
Jetzt anrufen und Lehrvertrag sichern!
Tel. 078 614 14 40 stiftung-fbj.ch

Innenstadt

In die leer stehenden Geschäfte in der Freien Strasse zieht neues Leben ein – dank Modeläden aus Spanien.

Budgetketten für die Freie Strasse

von Dominique Spirgi

Den Spalenberg rauf, die Freie Strasse runter wurde in den letzten Monaten das Lied vom Tod der Einkaufsstadt Basel gespielt. Die Schreckensvision leerer Schaufenster wurde sogar zum offiziellen Comité-Sujet für die Basler Fasnacht 2016, das mit dem Titel «Mer mache dicht» Shopping-Endzeitstimmung verbreitete.

Wie ein Fels in der Brandung stemmte sich der Geschäftsführer von Pro Innerstadt Basel, Mathias F. Böhm, gegen die schlechte Grundstimmung. Die leer stehenden Läden in der Freien Strasse und in der Gerbergasse würden nicht auf Dauer verwaist bleiben, wiederholte er mantraartig. Der Leerstand sei vorübergehend und bloss ein Zeichen für einen grundsätzlichen Wandel im Detailhandel.

Er sollte recht behalten. Die Läden werden neu belebt. Allerdings wird sich das Angebot an der Top-Einkaufsstrasse verändern. Alteingesessene Traditionsfirmen und Geschäfte, die nicht auf das veränderte Einkaufsverhalten der Bevölkerung reagieren können, machen neuen Läden Platz. Und diese neuen Läden sind wie in vielen europäischen Einkaufsstrassen zu einem grossen Teil Filialen internationaler Detailhandel-Multis.

In der Freien Strasse machen sich insbesondere Brands von spanischen Textilmultis breit. Wie die Besitzerfamilie Kost in der «Schweiz am Sonntag» bestätigte, wird eine Filiale des Mittelpreis-Modelabels Massimo Dutti die Räumlichkeiten des traditionellen ehemaligen Sportgeschäfts Kost Sport an der Freien Strasse 51 beziehen. Massimo Dutti gehört zum spanischen Textilmulti Inditex, der mit dem Label Zara bereits einen prominenten Platz an der Freien Strasse besetzt.

«Es findet ein Refreshing statt, das der Stadt letztlich guttun wird.»

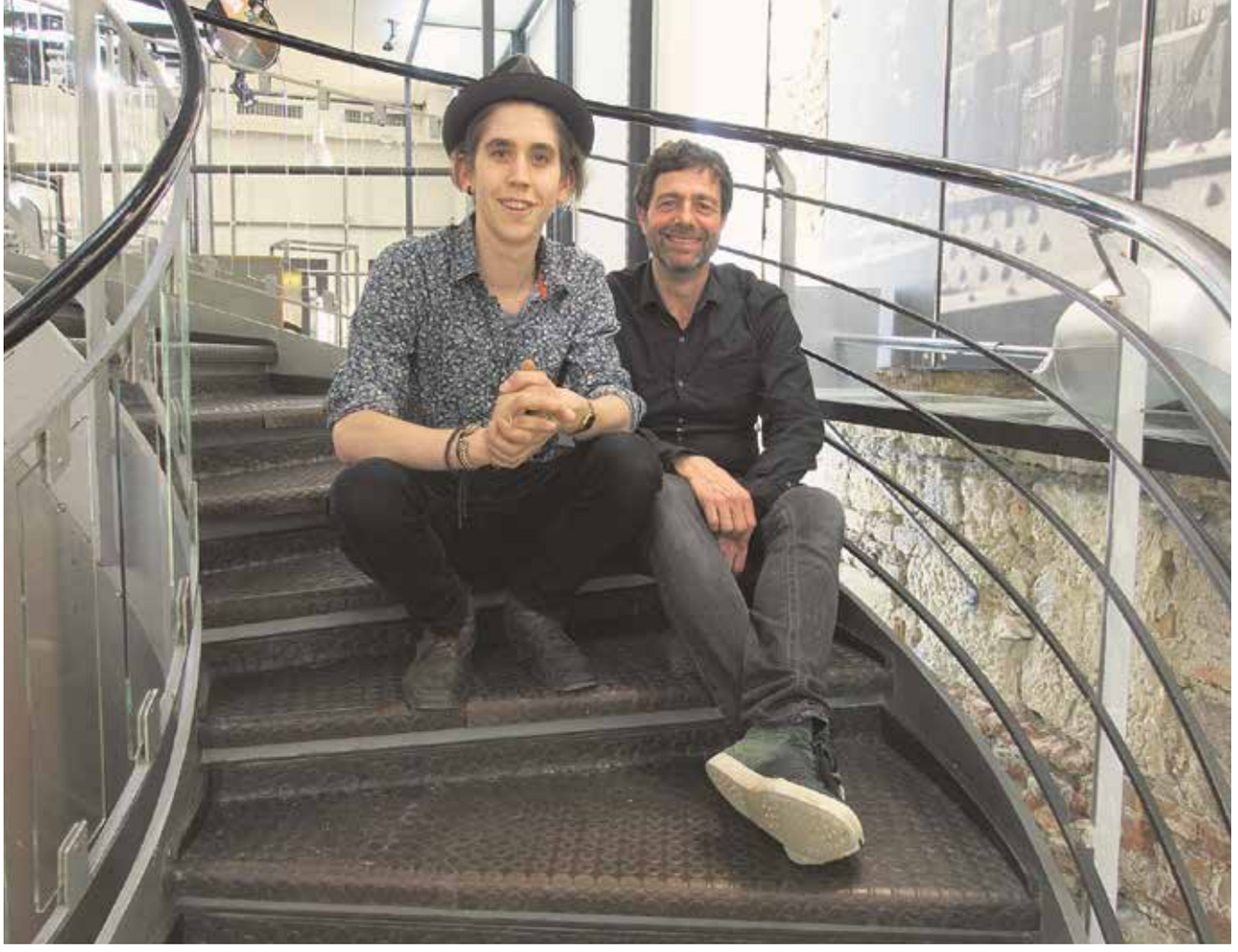
Mathias F. Böhm, Pro Innerstadt

Ein paar Häuser weiter oben, an der Freien Strasse 59, wo früher Benetton seine Textilien verkaufte, wird der spanische Modekonzern Mango eine Grossfiliale eröffnen. Mango ist bereits auf der unmittelbar gegenüberliegenden Strassenseite in einem kleineren Geschäftshaus präsent und will diesen Standort mit seiner Jugendlinie Violetta belegen.

Kommt die H&M-Edellinie COS?

Verwaist ist auch der ehemalige Sitz der Postfinance an der Freien Strasse 38. Schon länger geht das Gerücht um, dass die H&M-Edellinie COS, die sich in Genf und Zürich bereits niedergelassen hat, dort einziehen werde. Der Sprecher der Liegenschaftsbesitzerin PSP Group aus Zürich will dieses Gerücht weder bestätigen noch dementie-

Freie Strasse: Eine Einkaufsmeile im Umbau. FOTO: NILS FISCH



Die Macher der neuen Pop-up-Store-Plattform: Gastronom Elias Buess (l.) und Ladenbesitzer François Spira. FOTO: DOMINIQUE SPIRGI

ren: «Wir geben noch keine Namen bekannt. Der Mietvertrag ist noch nicht unterzeichnet und wir überlassen es grundsätzlich dem neuen Mieter, seinen Einzug zu kommunizieren.»

Sushi an der Gerbergasse

Ebenso zurückhaltend und zugleich vieldeutig äussert sich die PR-Agentur Loews GmbH in München, die COS im deutschsprachigen Raum vertritt: «Zu einer Eröffnung eines neuen COS Stores in Basel liegen uns zum jetzigen Zeitpunkt keine Informationen vor. Sollte ich hier eine entsprechende Pressemitteilung erhalten, dann leite ich diese natürlich umgehend an Sie weiter», heisst es. Wie ein grundsätzliches Dementi klingt das nicht.

«Die Besitzerfirmen sind nicht generell zu schnellem Handeln gezwungen, teilweise durch bestehende Mietverträge, andererseits wird oft gleich die grundsätzliche Positionierung und Art der Nutzung geprüft», sagt Mathias F. Böhm, der Geschäftsführer von Pro-Innerstadt. Das gilt auch für die Liegenschaften der ehemaligen Schuhgeschäfte Botty und Deiss an der Gerbergasse. An diesen Standorten sind noch keine Nachmieter bekannt. Böhm ist aber überzeugt, dass sich für diese Top-Lagen leicht zahlungskräftige Nachmieter finden lassen werden.

Bereits bekannt ist, dass die Schweizer Sushi-Kette Yooji's das ehemalige Ladenlokal des Herrenbekleidungsgeschäfts Paul Kehl an der Gerbergasse beziehen wird. Gastrounternehmen, freut sich Böhm, würden für eine belebende Durchmischung von Einkaufsstrassen sorgen. Auch in der Freien Strasse ist für gastronomische Auffrischung gesorgt. Im oberen Teil der Strasse hat sich die aus Dänemark stammende Trend-Café- und Saftkette Joe & The Juice einen Standort gesichert.

Dort werden sich vielleicht schon bald die Gäste des ersten Schweizer Ablegers der Budget-Design-Hotelkette Motel One verköstigen, das über und neben der Basler Filiale der deutschen Modekette New Yorker eingerichtet wird. Die Eröffnung ist auf September geplant.

Die Spira-Enkel stemmen sich gegen die «Gleichschaltung» der Freien Strasse und bieten eine Plattform für Pop-up-Stores.

Ein Zwischenbilanz zeigt, dass an der Freien Strasse internationale Geschäfte im Budget- oder Mittelpreis-Segment dominanter werden. Nostalgiker und Lokalpatrioten mögen diese Filialisierung der Top-Einkaufsstrassen Basels bedauern. Böhm aber freut sich, dass es unter international erfolgreichen Top Brands in Basel «eine grosse Nachfrage» nach Basler Niederlassungen gibt. «Es findet ein Refreshing statt, das auch andernorts zu beobachten ist, und das der Stadt letztlich guttun wird», sagt er.

Nur ein traditionelles Basler Modegeschäft wehrt sich wie das gallische Dorf von Asterix gegen die internationale Uniformisierung der Freien Strasse. Es handelt sich um die ehemalige «Fashion Gallery» Spira. Zwar haben die Besitzer im vergangenen Sommer die Geschäftsaufgabe bekannt gegeben. Die Enkel des Firmengründers haben inzwischen aber anders entschieden.

Zusammen mit dem Jung-Gastronomen Elias Buess hat Mitbesitzer François Spira ein neues Konzept für das Geschäft kreiert, das in zwei Jahren seinen 100. Geburtstag wird feiern können. Bereits ab 28. April wollen die Besitzer die nach ihren Worten «gleichgeschaltete» Einkaufsstrasse mit einer neuen Plattform für Pop-up-Stores und «Drinks, Snacks & Kaffi» beleben. Spira sagt: «Wir wollen einen kreativen Gegenpol setzen zur uniformen internationalen Eintönigkeit in der Freien Strasse.»

tageswoche.ch/+jdmrx ×

ANZEIGE

Do 07.04. 20:00–21:30
«Canti popolari Vol. 2» – SoloVoices
Fr 08.04. / Sa 09.04.
«Versus» – Festival IGNM Basel
Drei Konzerte mit elektronischer Musik

T 061 688 13 13
www.garedunord.ch
GARE DU NORD

Auf die «Villa Carmen» folgt das Projekt Johannshof: Ein Beispiel, wie Zwischennutzung, Aufwertung und die Forderung nach mehr Wohnraum zusammenspielen.

Umbrüche an der Vogesenstrasse

von Michel Schultheiss

Eine Zeit lang wucherten hier im Vorgarten die Rosen. Ein Tauschkasten sorgte mal für Aufsehen, aber auch für unerwünschtes Sperrgut. Und bis zuletzt gab es hier immer wieder kleinere Ausstellungen zu sehen. Die Rede ist vom Areal der «Villa Carmen», einem Altbau an der Vogesenstrasse 23. Den Kosenamen verdankt er seinen letzten Bewohnern.

Heute steht hier ein Bagger. Die zwei Altbauten an der Vogesenstrasse 23 und 25 sowie eine Holzscheune werden abgerissen. Anfang 2018 sollen unter dem Namen Johannshof zwei Gebäude mit Eigentumswohnungen stehen. Vor rund vier Jahren, als der einstige Eigentümer gestorben war, erwarben die Investoren Manuel Levy und Patrick Dreyfus vom Basler Familienunternehmen Regent Lighting die Parzelle. Am Neubauprojekt beteiligt sind ausserdem zwei Basler Firmen: das Architekturbüro Staehelin, Gisin und Partner sowie das Immobilienunternehmen Beurret und Partner für die Vermarktung.

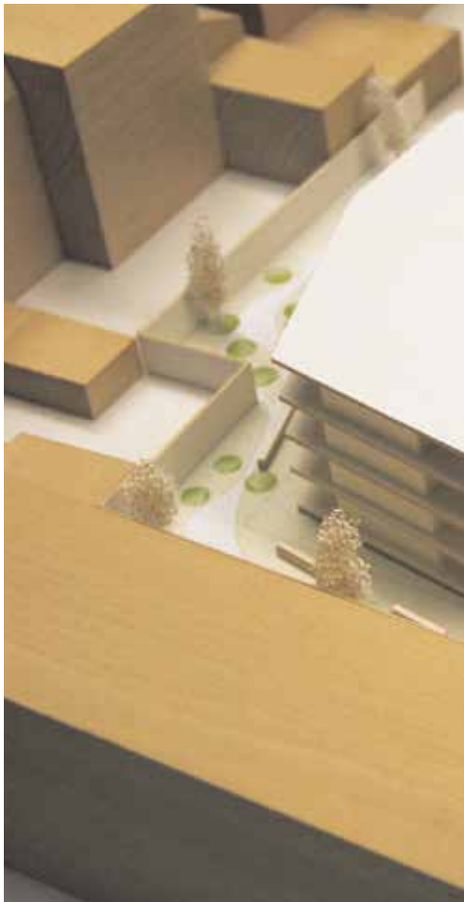
Geplant sind insgesamt 42 Eigentumswohnungen, verteilt auf ein fünfstöckiges Vorderhaus und ein viergeschossiges Hofgebäude. Dazu kommen 42 Parkplätze. Die Wohnungen, die bislang nicht vergeben sind, kosten zwischen 640 000 bis 940 000 Franken. «Ein mittleres Preissegment», wie der Immobilientreuhänder Dominique Beurret sagt, auch wenn es «um privilegiertes Wohnen» gehe.

Adieu Kreativität

Entsprechend sieht das Kundenprofil aus: «Eher gut qualifizierte Leute» hätten sich gemeldet, sagt Beurret, «etwa von Firmen wie Novartis, Roche und Actelion». Es seien aber auch «kreativ Tätige» dabei, und ein paar Expats sollen ebenfalls zu den künftigen Bewohnern gehören. Doch viele Käufer «wohnen bereits jetzt im Quartier oder in der Umgebung».

Das Areal, wo diese Eigentumswohnungen entstehen, war im Quartier nicht ganz unbekannt. Die neuen Investoren hatten

Zwischengenutzte Altbauten weichen Eigentumswohnungen: Die «Villa Carmen» liegt in Trümmern, das Projekt Johannshof wartet



zahlreiche Zwischennutzungen ermöglicht, die in den letzten paar Jahren frischen Wind in die Vogesenstrasse brachten.

Ab 2012 bewohnten zwei junge Familien während eines Jahres zu günstigen Preisen den Altbau. Zu den Bewohnern gehörte unter anderem Andri Werlen, Mitbegründer des Rucksacklabels «Indiz». In der Holzscheune im Hinterhof befand sich sein Atelier. Zeitweise waren dort auch ein Maler, ein Designer und ein Jongleur untergebracht. Ein Schreiner, ein Tai-Chi-Raum, eine Velowerkstatt. Und das Kunstprojekt Pataphysisches Institut.

«Es gab viel Raum für wenig Geld», erinnert sich Werlen. «Dafür wurde der Zwischennutzungsvertrag immer nur für ein paar Monate verlängert.» In der Zwischenzeit ist er mit seinem Label umgezogen. Dass sich sein ehemaliger Wohn- und Arbeitsort nun in ein Renditeobjekt verwandelt hat, findet er schade, aber auch nachvollziehbar: «Die Liegenschaft war schon in einem maroden Zustand», sagt Werlen. «Um den Stil zu erhalten, hätte man die Substanz viel früher schützen müssen.»

Nach den beiden Familien nutzten Freiberufler und Studierende den Altbau für eine Fünfer-WG – für total 2200 Franken im Monat. Diejenigen, die das Haus liebevoll «Villa Carmen» tauften.

Das ewige Dilemma

Bei Kritikern der Stadtaufwertung führt diese Art von Zwischennutzungen immer wieder zu Diskussionen: Einerseits können dadurch Mieter mit schmalem Budget eine Zeit lang günstig wohnen, arbeiten und neue kreative Impulse fürs Quartier bringen. Andererseits sichern sie dabei auch das Neubauprojekt ab.

Olivier, einer der ehemaligen WG-Bewohner der «Villa Carmen», sagt: «Mir ist schon klar, dass das vermutlich so gemacht wurde, damit das Haus nicht besetzt werden konnte.» Aus diesem Grund sieht er dem Projekt Johannshof mit gemischten Gefühlen entgegen: «Wenn man die Strasse anschaut, hat fast jeder nur für sich gelebt», stellt er fest. Mit der «Villa Carmen» verschwinde eine Wohnform, die das Ganze ein wenig aufgelockert habe.

Dicht bauen, schön wohnen

Das mit dem Neubau beauftragte Architekturbüro befand sich bis vor Kurzem während sieben Jahren gleich neben der «Villa Carmen», in der Nachbarschaft des einstigen Parzellen-Eigentümers. Für Architekt Dieter Staehlin ist klar: «Die beiden Häuser stehen zu lassen war keine Option.» Die zwei niedrigeren Altbauten mit dem Hinterhof und den Werkstätten standen in seinen Augen «wie eine Zahnlücke» in der Häuserzeile.

Die einstige «Mini-Gewerbeinsel» steht noch immer, aber nicht mehr lange als Sonderling mitten in einer Wohnzone.

Nach Ansicht von Staehelin ist es der Kanton, der seit der Errichtung der Nordtangente die Anweisungen gibt. «Es gab einen brutalen Druck auf das Quartier», findet er. Und meint damit die Bemühungen des Staates, neuen Wohnraum zu schaffen, um die Bevölkerung, die einst dem St. Johann den Rücken kehrte, wieder zurückzuholen: den höheren Mittelstand.

Daher sieht Staehelin seine Aufgabe darin, dicht zu bauen, aber ohne Abstriche in der Wohnqualität. So soll zum Beispiel das entstehende Hofgebäude an der Vogesenstrasse von einer Grünzone umgeben sein. Und: «Wir möchten ermöglichen, dass auch Leute aus dem Quartier und nicht nur Manager Eigentum erwerben können», sagt Staehelin.

Die Bauarbeiten an der Vogesenstrasse stellen nicht den einzigen Umbruch im St. Johann dar. Das gleiche Architekturbüro plant am Burgfelderplatz, gleich beim Restaurant Al Giardino, weitere Eigentumswohnungen – wie ein mächtiger Schild soll sich der Neubau dort erheben. Und auch andere Firmen haben Projekte am Laufen, etwa in der St. Johanns-Vorstadt, wo das Gebäude der alten Post neuen Luxuswohnungen weichen wird.

Die Veränderungen im Quartier stossen nicht nur auf Gegenliebe. Auf der Baustelle an der Vogesenstrasse hatten Unbekannte vor dem Abbruch der «Villa Carmen» ihre Slogans an die Fassaden gesprayt: «Abgerissen für Luxus», «Immobilienhaie stoppen».

«Aufstrebendes Hip-Quartier»

Auf der Website des Projekts Johannshof liest sich der Wandel selbstredend ganz anders: «Zurzeit laufen einige städtebauliche Veränderungen, welche zur weiteren Aufwertung des Quartiers beitragen werden», heisst es da. Die Beispiele sind die Gegend um den Bahnhof St. Johann, das umgenutzte Hafenareal oder der Novartis Campus. Die Investoren wollen offensichtlich auf den Zug aufspringen. Das St. Johann habe in den letzten Jahren eine «deutliche Qualitätsverbesserung erfahren und wurde zum aufstrebenden Hip-Quartier, das auch viele Menschen aus der Pharmabranche und von der Universität anzog», ist auf der Website zu lesen.

tageswoche.ch/+nlrur ×

nur noch auf seine Umsetzung.

FOTOS: MICHEL SCHULTHEISS

ANZEIGE

SENNIMMOBILIEN

Auf dem Sonnenhügel
In **Oberwil**, Bertschenackerstrasse/Storchenweg, vermieten wir nach Vereinbarung moderne, lichtdurchflutete

3- und 4-Z'Maisonettewhg.
1. OG mit bis 186 m²

– 2 grosse Hallen
– Wohnküche mit GWM/Mikrowelle
– Bad/WC und Gäste-WC
– Dusche/WC mit WM/Tumbler
– Garderobe und Ankleideraum
– Parkettböden mit Bodenheizung
– grosse beheizte Veranda, ca. 18 m²
– Abstell- und Estrichabteil
– Keller (ca. 43 m²) und Weinkeller

Mietzins ab CHF 2'581.– exkl. NK
Einstellhallenplatz CHF 140.–

SENNIMMOBILIEN-OBERWIL
TELEFON 061 402 00 70
www.sennimmobilien.ch

Familie

SP Basel will Elternurlaub

von Renato Beck

Die Schweiz liegt abgeschlagen am Schluss der OECD-Rangliste, wenn es um Mutter- oder Vaterschaftsurlaub geht. Zumindest in Basel sollen sich die Bedingungen für Eltern künftig verbessern. Das fordern die beiden SP-Grossrätinnen Sarah Wyss und Toya Krummenacher in zwei politischen Vorstössen, die nächste Woche eingereicht werden.

Krummenacher verlangt den Ausbau der Mutterschaftsversicherung auf kantonaler Ebene um zwei Wochen. Bislang hat jede Frau Anrecht auf 14 Wochen bezahlte Abwesenheit nach der Geburt. Künftig sollen es also 16 Wochen sein.

Acht Wochen Ferien für Väter

Ausserdem will sie einen Mindestsatz einführen, den Mütter als Erwerbsersatz während der Geburtspause erhalten. Dieser soll künftig bei 62 Franken pro Tag liegen. Für Frauen, die Teilzeit arbeiten, kann das eine bessere Abgeltung mit sich bringen: Bei einem Verdienst von 1000 Franken monatlich erhält eine Mutter bislang 27.20 Franken Entschädigung pro Tag.

Beide Forderungen orientieren sich am Kanton Genf. «Das Modell Genf hat gezeigt, dass ein solches System funktionieren kann», sagt Krummenacher und mahnt: «Die Schweiz und damit auch der Kanton Basel-Stadt wird sich einer moderneren Lösung in Sachen Elternzeit nicht mehr ewig verschliessen können.»

Die SP-Frau sagt das auch mit Blick auf den Vorstoss von Ratsgenossin Sarah Wyss. Diese will den Mutterschaftsurlaub für alle Kantonsangestellten in eine Elternzeit umwandeln. Nach der Geburt soll ein Elternpaar 24 Wochen bezahlten Urlaub erhalten. Die Mutter muss davon mindestens 14, der Vater im Minimum 8 Wochen beziehen.

Die Elternzeit soll als freiwillige Variante auch in die Privatwirtschaft Eingang finden. Firmen, die sich dem Modell anschliessen, könnten eine Anschubfinanzierung erhalten, schlägt Wyss vor. Längerfristig aber soll die Finanzierung durch Arbeitgeber und Arbeitnehmer erfolgen.

Den Vaterschaftsurlaub auf kantonaler Ebene verbindlich zu erklären, lässt das Bundesgesetz nicht zu. So sieht das jedenfalls die Basler Regierung, die vor acht Jahren eine entsprechende Forderung aus dem Grossen Rat ablehnte. Wyss erhofft sich von der Elternzeit für Staatsangestellte aber eine Signalwirkung: «Staatlichen Arbeitgebern kommt eine Vorbildrolle zu.»

Wyss rechnet sich durchaus Chancen auf eine Mehrheit im Grossen Rat aus. Vor allem aus der CVP erwartet sie Unterstützung, da Familienpolitik für diese eine hohe Priorität geniesse. Angesichts ähnlicher nationaler Bestrebungen und der üppig gefüllten Kassen des Kantons dürfte das Timing nicht das schlechteste sein.

tageswoche.ch/+gejqg ×

Kopf der Woche

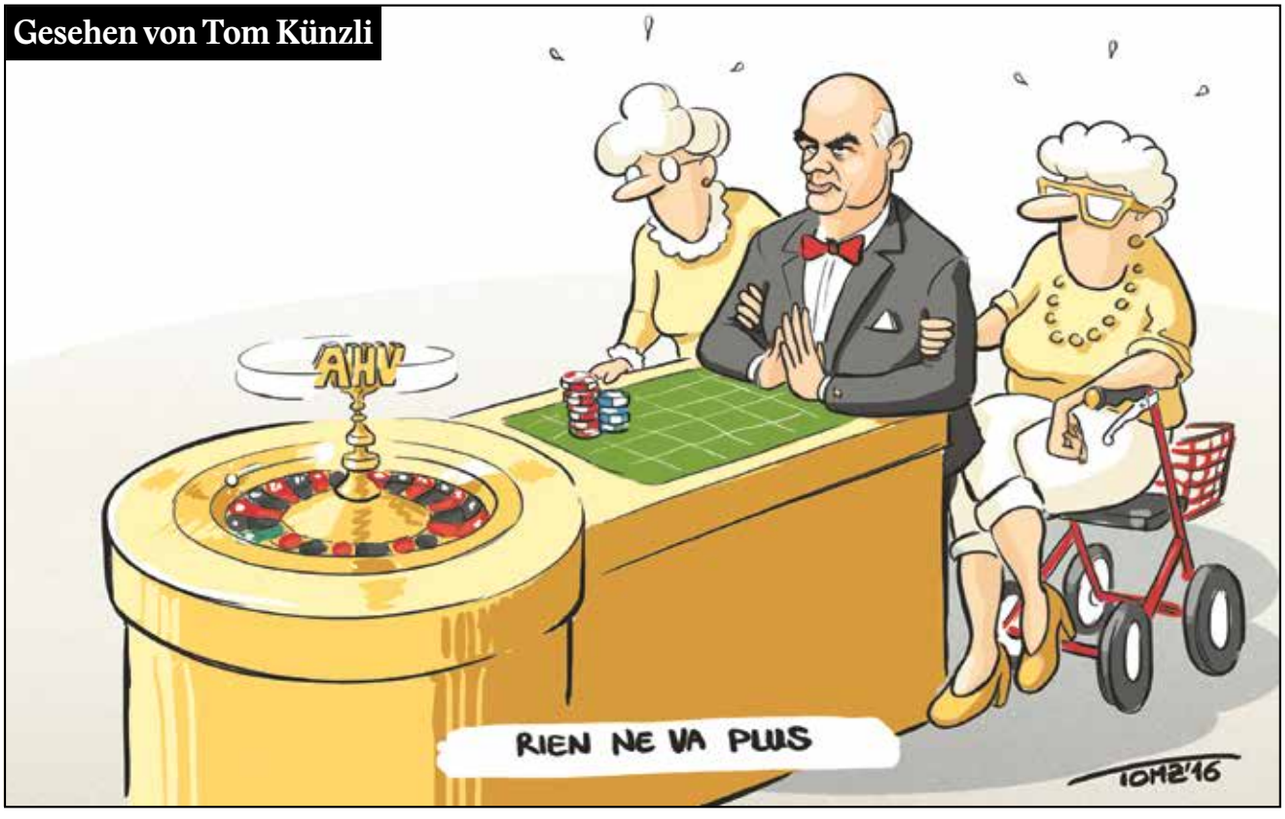
Gabriel Brönnimann

von Christian Degen

Gabriel Brönnimann wird neuer Leiter Regio der TagesWoche in Basel. Der 38-jährige Journalist wird seine Stelle am 1. Juni antreten.Nach seinem Studienabschluss an der Universität Basel (Englisch und Geschichte) arbeitete er von 2005 bis 2007 bei der Online-Redaktion von «20 Minuten». Danach war er bis 2010 als stellvertretender Ressortleiter Unterhaltung und als Reporter bei «Blick» tätig. Nach Stationen an der ETH Zürich und bei den Media Relations des Schweizer Fernsehens SRF arbeitete er seit Anfang April 2014 im Reporter-Team bei «20 Minuten».

tageswoche.ch/+q6amv ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 41-Jährige wohnt in Bern.

Parkraum

Die weissen Parkfelder werden blau

von Yen Duong

Die Mitarbeiter des Bau- und Verkehrsdepartements verbrauchen derzeit sehr viel blaue Farbe. Seit Herbst 2013 wandeln sie alle weiss markierten Gratis-Parkplätze in der Stadt Basel auf Allmend in blaue Zonen um. Das schmerzt in erster Linie die Autopendler, die ihre Fahrzeuge nicht mehr kostenlos über Stunden abstellen können und nun eine Besucherparkkarte für einen halben (sechs Franken) oder ganzen Tag (zehn Franken) lösen müssen.

Unbeschränktes Gratis-Parkieren ist bereits heute an vielen Orten nicht mehr möglich. In sieben von neun Quartieren ist die Ummarkierung schon abgeschlossen. Wie Jasmin Fürstenberger, Sprecherin des Bau- und Verkehrsdepartements sagt, gab es 2013 etwa 12 000 weisse, unbewirtschaftete Parkplätze in Basel. «Bis Ende März 2016 werden etwa 10 500 dieser Parkplätze hauptsächlich in Parkplätze der blauen Zone mit Anwohnerprivilegierung umgewandelt sein.»

Rund 1500 Parkplätze müssen noch ummarkiert werden. Gratis parkieren können Autofahrer momentan nur noch im St. Johann und Iselin – und auch das nicht mehr lange: «Ab April werden die Parkplätze im Postleitzahlkreis 4055 ummarkiert. Ab Juni folgen die Parkplätze im Postleitzahlkreis 4056», so Fürstenberger.

Gratis-Parkplätze verschwinden

Bis Mitte 2016 werden sämtliche Gratis-Parkplätze – wie geplant – verschwunden sein. Nach der bisherigen Regelung gab es auf Basler Allmend rund 12 000 Parkplätze in der weissen und 14 000 in der blauen Zone. Neu wird es nun also 26 000 Parkplätze in der blauen Zone geben (Anwohner können eine Jahreskarte für 140 Franken lösen).

Am meisten Parkplätze auf Allmend gibt es übrigens mit 4360 respektive 4148 Stück in den Postleitzahl-Kreisen 4054 (Paulus/Bachletten/Neubad) und 4058 (Kleinbasler Altstadt und oberes Kleinbasel). Mit 1179 Plätzen ist diese Zahl im Postleitzahl-Kreis 4051 (Grossbasler Altstadt und angrenzende Gebiete) am niedrigsten.

tageswoche.ch/+vsw7h

Bald erweitert: die Fondation Beyeler. FOTO: FONDATION BEYELER/MARK NIEDERMANN

Museum

Beyeler plant ohne Basler Architekten

von Dominique Spirgi

Die Museumsstadt Basel boomt und baut aus. Mitte April wird das Kunstmuseum Basel seinen neuen Erweiterungsbau feierlich einweihen. Und während sich alle Augen der Kunstwelt auf dieses Ereignis richten, treibt wenige Kilometer nordwestlich davon die Fondation Beyeler in Riehen ihre eigenen Ausbaupläne voran.

Wie die Fondation Beyeler mitteilt, hat sie «elf führende nationale und internationale» Architekten mit einem Studienauftrag für den Erweiterungsbau betraut.

Unter den ausgewählten Büros befindet sich keines aus Basel, dafür gleich vier aus Japan – darunter das renommierte Büro Sanaa, das bereits auf dem Novartis Campus und auf dem Vitra-Gelände in Weil am Rhein bemerkenswerte Spuren hinterlassen hat.

Preisgekrönte Architekten

Unter den nationalen Architekten sticht der zwar in Basel geborene, aber in Graubünden heimische Peter Zumthor heraus. Er ist wie das Büro Sanaa und mehrere weitere eingeladene Architekten Träger des Pritzker-Preises, der weltweit wichtigsten Auszeichnung für Architektur. Auch der Architekt des bestehenden, viel gelobten Museum-Hauptbaus, Renzo Piano, ist Träger dieses Preises.

Entstehen soll der geplante Erweiterungsbau auf dem südlich vom heutigen Gelände gelegenen Iselin-Weber-Park am Bachtelenweg. Die Eigentümerin sei bereit, der Fondation Beyeler das 9500 Quadratmeter grosse Grundstück zu günstigen Konditionen zu verkaufen – unter der Bedingung, dass diese sich zu Erhalt und Pflege des Parks verpflichtet und die Bewilligung zum Bau eines ergänzenden Museumsbaus erhält.

Der Erweiterungsbau würde an die Stelle der heutigen Wohnhäuser am Bachtelenweg zu stehen kommen. Darin sollen neue Ausstellungsräume – für Schenkungen und Dauerleihgaben, wie es heisst – und ein neues Auditorium Platz finden.

Geld aus Bern und Zürich

Der Erweiterungsbau – vom Erwerb von Land und Liegenschaften, über die Finanzierung des Neubaus bis hin zum Betrieb und Unterhalt für die ersten zehn Jahre – wird privat finanziert. Dafür liegen laut Mitteilung der Fondation Beyeler bereits feste Zusagen in der Höhe von 50 Millionen Franken vor. Bis jetzt bekannte Geldgeber sind die Wyss Foundation des Berner Milliardärs Hansjörg Wyss (Präsident der Beyeler-Stiftung) sowie die Daros Collection des Zürcher Industriellen Stephan Schmidheiny.

Über den aktuellen Stand des Landerwerbs und des Baubewilligungsverfahrens will sich die Fondation Beyeler zum jetzigen Zeitpunkt noch nicht äussern. Der Umstand aber, dass konkrete Studienaufträge vergeben wurden, und die Tatsache, dass der Riehener Gemeindepräsident Hansjörg Wilde im Beurteilungsgremium Einsitz hat, deuten darauf hin, dass es hier nicht mehr allzu viele Hürden zu überwinden gibt.

tageswoche.ch/+tksjx ×

Bildstoff
360°
tageswoche.ch/360

Brasília
Dafür haben sie Geld: Die Industrielobby von São Paolo protestiert vor dem Nationalkongress mit aufblasbaren Riesenenten gegen geplante Steuererhöhungen.
GREGG NEWTON/REUTERS

Paris
Das ist kein Schlafzimmer für Leute, die schon überall waren. Oder nicht nur. Im Aquarium von Paris darf ein Wettbewerbsgewinner im Haifischbecken nächtigen. Zudem soll die Aktion «missverstandenen» Haiarten Aufmerksamkeit verschaffen.
CHARLES PLATIAU/ REUTERS

Schanghai
Die Schweizer Post will, dass ihre Paketboten schneller arbeiten. Auch in China müssen die Leute vom Lieferservice auf Zack sein, darum bringen sie sich mit ein paar Liegestützen in Form.
REUTERS/STRINGER

Kairo

Mit dem Schrecken davon gekommen: Ein Crewmitglied des entführten EgyptAir-Fliegers wird nach der glimpflich ausgegangenen Entführung getröstet.

MOHAMED EL GHANY/ REUTERS

Dalandsadgad

Warum nicht mal Kamel-Polo in der Wüste Gobi? Hier geht es allerdings nicht um missverstandene Tiere, sondern um ein mongolisches Fest namens «Temeenii Bayar». Nicht im Bild: ein Rennen vollbeladener Kamele über 15 Kilometer, die der Sieger in 35 Minuten und 12 Sekunden bewältigte.

B. RENTSENDORJ/ REUTERS

Basel-Stadt und Region

Allschwil

Graf-Pederzoli, Urs Bruno, von Basel/BS, Gempen/SO, 26.09.1959–25.03.2016, Baselmattweg 193, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Matter, Peter Heinz, von Kölliken/AG, 10.05.1938–28.03.2016, Weiherweg 22, Allschwil, Trauerfeier und Beisetzung: Freitag, 08.04.2016, 10.30 Uhr, Besammlung: Kapelle Friedhof Allschwil.

Basel

Aeberli-Reinhard, Irmgard, von Reigoldswil/BL, 17.08.1937–28.03.2016, Ensisheimerstr. 1, Basel, Trauerfeier: Freitag, 08.04., 15.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Bont-Fausch, Eleonora, von Basel/BS, 19.04.1924–22.03.2016, Giornicostr. 144, Basel, wurde bestattet.

Bürgi-Plattner, Richard, von Basel/BS, 26.09.1923–21.03.2016, Weilerweg 8, Basel, wurde bestattet.

Dimetto-Conrad, Silvio Antonio, von Basel/BS, 10.11.1926–24.03.2016, Holeestr. 119, Basel, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 09.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fabian, Jürgen Dieter, aus Deutschland, 18.06.1955–23.03.2016, Breisacherstr. 83, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 06.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Fest-Bösiger, Elisabeth, von Basel/BS, 20.01.1946–25.03.2016, Lerchenstr. 6, Basel, Trauerfeier im engsten Kreis.

Hefti-Vogt, Kurt, von Luchsingen/GL, 04.01.1942–17.03.2016, Dorfstr. 38, Basel, wurde bestattet.

Helber-Burkhardt, Margaretha, von Basel/BS, 03.08.1936–20.03.2016, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 05.04., 14.30 Uhr, Dorfkirche Riehen.

Helber-Burkhardt, Margaretha Elisabeth, von Basel/BS, 03.08.1936–20.03.2016, Leimenstr. 67, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 05.04., 14.30 Uhr, Dorfkirche Riehen.

Henzler-Löffler, Karl, von Basel/BS, 22.12.1929–12.03.2016, Fatiostr. 35, Basel, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 14.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Huber-Vontobel, Urs, von Basel/BS, 03.07.1940–25.03.2016, Sustenstr. 13, Basel, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 11.30 Uhr, Leonhardskirche Basel.

Kehrli, François, von Innertkirchen/BE, 21.04.1962–23.03.2016, Rheingasse 25, Basel, wurde bestattet.

Krug-Seeberger, Sylvia, von Basel, 22.09.1927–15.03.2016, Inselstr. 76, Basel, wurde bestattet.

Löhrer-Scherrer, Max Eduard, von Waldkirch/SG, 16.06.1930–20.03.2016, Höhenweg 61, Basel, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Lüthi-Lüscher, Annamarie, von Lauperswil/BE, 11.08.1950–25.03.2016, Asconastr. 3A, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 05.04., 14.30 Uhr, Tituskirche.

Muhmenthaler-Heuberger, Marianne Ida, von Basel/BS, Sumiswald/BE, Elfingen/AG, 21.04.1939–23.03.2016, Eichenstr. 24, Basel, wurde bestattet.

Müller-Beer, Ella, von Zweisimmen/BE, 05.04.1932–23.03.2016, Roggenburgstr. 35, Basel, Trauerfeier: Mittwoch, 06.04., 11.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Paiz-Stocker, Eva Elisabeth, von Obermumpf/AG, 02.04.1954–20.03.2016, Güterstr. 97, Basel, wurde bestattet.

Ridino-Cafarelli, Giuseppina, aus Italien, 15.05.1934–23.03.2016, Wettsteinallee 59, Basel, Trauerfeier: Freitag, 01.04., 10.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Sasse, Karl Dieter, von Basel/BS, 17.08.1934–23.03.2016, Rütlistr. 43, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 05.04., 11.00 Uhr, Peterskirche.

Schmid-Gallmann, Anneliese, von Riggisberg/BE, 28.09.1929–21.03.2016, Zürcherstr. 143, Basel, wurde bestattet.

Schöllkopf-Ryter, Rudolf, von Basel/BS, 21.01.1917–20.03.2016, Horburgstr. 54, Basel, wurde bestattet.

Schumacher, Maria Ursula, von Rickenbach/SO, 28.10.1942–12.03.2016, Neubadstr. 165, Basel, wurde bestattet.

Sigg-Zuber, Elisabeth, von Basel/BS, 29.01.1923–18.03.2016, Jacob Burckhardt-Str. 11, Basel, Trauerfeier: Montag, 04.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Vorraro-Cardella, Rosa, aus Italien, 24.06.1935–26.03.2016, Giornicostr. 222, Basel, Trauerfeier: Dienstag, 05.04., 13.30 Uhr, Friedhof am Hörnli.

Wasser-Weiss, Elise, von Basel/BS, 01.09.1930–25.03.2016, Sperrstr. 100, Basel, Trauerfeier: Donnerstag, 07.04., 14.00 Uhr, Dorfkirche Kleinhüningen.

Muttenz

Gisin-Jauslin, Johannes «Hans», von Muttenz/BL, Tenniken/BL, 07.10.1922–27.03.2016, Römerweg 23, Muttenz, Bestattung: Dienstag, 05.04.2016, 14.00 Uhr, Friedhof Muttenz, Trauerfeier anschliessend in der ref. Kirche St. Arbogast.

Gräser-Stöcklin, Charlotte Mathilde, von Basadingen-Schlattingen/TG, 16.12.1946–28.03.2016, Rührbergstr. 5, Muttenz, Trauerfeier: Mittwoch, 06.04.2016, 14.00 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Strohmeier-Meier, Rolf, von Dürnten/ZH, 11.06.1957–29.03.2016, Oberdorf 30, Muttenz, Trauerfeier: Dienstag, 05.04.2016, 16.15 Uhr, ref. Kirche St. Arbogast, Urnenbeisetzung im engsten Familienkreis.

Pratteln

Aral, Özcan, von Pratteln/BL, 03.04.1936–28.03.2016, Essigweg 25, Pratteln, Trauerfeier und Beisetzung im engsten Familienkreis.

Reinach

Buchner, Erich, von Basel/BS, 23.05.1929–28.03.2016, Schalberstr. 75, Reinach, Trauerfeier: Freitag, 08.04.2016, 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Frei, Sonja, von Au/SG, 17.07.1929–23.03.2016, Bruderholzstr. 41, Reinach, Trauerfeier: Donnerstag, 07.04.2016, 10.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Meyer-Jost, Jean, von Basel/BS, 09.04.1928–23.03.2016, Eggfluhstr. 52, Reinach, Trauerfeier und Urnenbeisetzung: Mittwoch, 13.04.2016, 14.00 Uhr, Friedhof Fiechten, Reinach.

Riehen

Grolimund-Gaisrucker, René Anton, von Riehen/BS, 07.09.1934–28.03.2016, Inzlingerstr. 164, Riehen, Trauerfeier: Freitag, 01.04, 14.00 Uhr, Kapelle Gottesacker Riehen.

Walliser, Gebhard Kanisius, von Dornach/SO, 24.12.1926–17.03.2016, Im Esterli 22, Riehen, wurde bestattet.

laufend aktualisiert: tageswoche.ch/todesanzeigen

Entwicklungsprojekte besuchen, rappen mit lokalen Musikern – so war die Reise nach Uganda geplant. Doch dann brach die Realität des Ghettos über den Muzungu aus der Schweiz herein.

Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.
tageswoche.ch/+4axak

Ich bin zurück von einem zehntägigen Uganda-Trip. Die Chance dazu gab mir Viva con Agua, eine weltweit operierende «All-Profit-Organisation», die regelmässig auch in Basel, etwa im Umfeld des Open Air Basel aktiv ist.

Nach einem 24-Stunden-Flug mit Zwischenlandung in Ruanda kommen wir um vier Uhr in der Früh in Kampala an, der Hauptstadt von Uganda. Es ist dunkel und heiss. Der Fahrer will uns durch die Hauptstadt bringen, bevor die Staus losgehen. Ein erstes Klischee wird relativiert: Während den Schweizern strenge Arbeitsmoral attestiert wird, behauptet man von Afrikanern eher das Gegenteil. Von wegen! Um halb fünf ist die halbe Stadt auf den Beinen. Arbeitet, atmet, lacht.

Dann bricht der Tag an und das Land wird seinem Ruf als «Pearl of Africa» mehr als gerecht. Lilablaurot-Töne und dunkelgrüne Pflanzenwelten dringen durch den Staub und den Beton des Molochs. Endlich aus der Stadt raus, nehmen die Farben überhand. Die Pracht der Natur färbt auch auf die Menschen, die Kleider, die Häuser und sogar Vehikel ab.

Ein zweiter Fahrer übernimmt. In einem klimatisierten Jeep der Welthungerhilfe. Von den Einheimischen nur «Welthunger» genannt, afrikanisch «Weldhanga».

Dutzende Hüttendörfer, Tausende von Menschen, vor allem Kinder. Ohne genügend zu essen, ohne ausreichenden Wasserzugang. Mitten im glühenden Nichts. Wie leben diese Menschen? Wie könnte man ihnen helfen? Wie ist es so weit gekommen? Denkt sich ein verweichlichter Muzungu («Weisser») namens Knackeboul, während er in einer klimatisierten Zeitkapsel ins Projektgebiet und weit in die Vergangenheit – oder besser: Verlassenheit – dringt.

Das Muzungu-Fieber

Dieses Land leidet seit über 200 Jahren am Muzungu-Fieber. Die Weissen kamen erst als Missionare, dann als Kolonialherren, dann wieder als Kolonialherren in Form von Grosskonzernen und schliesslich als Hilfswerke – NGOs.

Problematisch dabei ist, dass die Hilfswerke in ihrer Arbeit oft selbst wie Konzerne funktionieren: mit plakativen Bildern von verhungernden Kindern, Rentabilität und Konkurrenzdenken, das eine vernünftige Zusammenarbeit unter den einzelnen Hilfswerken weitgehend ausschliesst.

Die unerträglichste Art des Muzungu-Fiebers wütet aber immer noch in Form der Christianisierung. Gerade Evangelikale aus dem amerikanischen Bible Belt strömen ins Land, um diesen «armen Teufeln» ihre Dämonen auszutreiben.

Spätestens wenn man sieht, wie in den Dorfschulen christliche Moral, Disziplin und das ewige Repetieren englischer Phrasen gefördert und Aufklärung, die Animation zu selbstständigem Denken und Emanzipation vernachlässigt werden, treten die Symptome dieses Fiebers offen zutage.

Zehn Minuten nach dem Lynchmord flackert Blaulicht durchs Ghetto. Die Polizei eskortiert einen Politiker ins reiche Viertel.

Zurück in der Hauptstadt Kampala geht die Akklimatisierung an dieses Land weiter. Gefördert von der Offenheit der Menschen, der Musik und der Freude in unserer gemischten Reisegruppe aus Schweizern, Deutschen und Einheimischen. Aber auch beeinträchtigt durch das Chaos und das offensichtliche Elend in den Ghettos.

Hier lernen wir den Ghettopräsidenten richtig kennen. Nachdem ich schon im Projektgebiet mit ihm aufgetreten bin, wirds nun richtig intensiv. Der Ghettopräsident ist Bobi Wine, einer der bekanntesten ugandischen Musiker und Rapper, mit dem wir, ein paar Rapper aus Europa und Afrika, in seinem Studio am Rand des Ghettos einen Song aufnehmen.

Bobi hat sich als einziger angefragter Künstler geweigert, an einem Promo-Song für Präsident Museweni mitzuwirken. Museweni sichert sich mit Repression und politischen Tricks seit 30 Jahren die Macht – und das obwohl in Uganda offiziell Demokratie herrscht.

Im Ghetto erklären Bobi Wine und seine Entourage fundiert die Dynamiken und Ungerechtigkeiten des Alltags in Kampala. Die Arbeitslosenquote ist hoch, die Bildung tief, die Löhne sind ungerecht, die Mittelschicht ist quasi inexistent. Die Menschen vegetieren arm und frustriert dahin, während sich eine politische Elite auf dem Berg mit Bestechungsgeldern internationaler Konzerne (Uganda ist reich an Bodenschätzen) ein schönes Leben gönnt.

Die hässliche Realität der Selbstjustiz

Mitten im Gespräch, es ist inzwischen dunkel, im Studio nimmt Octopizzo seinen Part auf, während wir draussen rauchen, höre ich plötzlich fürchterliches Geschrei. Ich sehe einen Mann, der um sein Leben rennt und dabei sein T-Shirt auszieht. Hinter ihm her eine schreiende Meute angeführt von Boda-Boda-Fahrern (Motorrad-Taxis). Sie verschwinden etwa 100 Meter von uns entfernt hinter einem Blechzaun. Das Geschrei und die beängstigende Energie in der Luft schwillt an und verebbt nach ein paar Minuten wieder.

Der Mann war wohl ein Dieb. Vielleicht wurde er auch zu Unrecht als solcher beschuldigt. Jedenfalls wurde er nicht weit entfernt von uns gelyncht. Einige Jungs aus Bobi Wines Entourage gehen zum Schauplatz. Als sie zurückkommen, zucken sie mit den Achseln: «He's dead.» Dem jüngsten von ihnen steht das Entsetzen ins Gesicht geschrieben, die älteren Jungs meinen, das sei hier normal. Es gibt im Ghetto kein Gesetz. Man kann nicht die Polizei rufen. Das ist die hässliche Realität der Selbstjustiz.

Ich zittere am ganzen Körper. Man beruhigt mich: Als Muzungu habe ich nichts zu befürchten. Etwa zehn Minuten später doch noch Blaulicht. Die Polizei eskortiert einen Politiker ins reiche Viertel.

Später sitze ich aufgewühlt auf dem Rücksitz eines Boda-Bodas, bin glücklich, ein Muzungu zu sein, und schäme mich gleichzeitig unendlich dafür.

×

Irland

Ostern vor 100 Jahren sollte die Iren aus der britischen Herrschaft erlösen. Klappte nicht ganz. Der Versuch zählt noch immer.

Fest des Leids und der Auferstehung

von Georg Kreis

Ostern ist manchmal früher, manchmal später im Jahr. Vor hundert Jahren war Ostern am 24. April. Für die irische Nation ein historisches Datum, an das immer wieder erinnert wird. Dabei orientiert man sich allerdings nicht an der Zählung der Kalendertage, sondern am wechselnden Ostertermin.

So ist am vergangenen Ostersonntag, dem 27. März, des Aufstands gedacht worden, der vor 100 Jahren die Unabhängigkeit der Insel vom britischen Königreich hätte bringen sollen. Ostern: das Fest des Leids und der Auferstehung – auch der irischen Nation.

Kontroversen unter der Oberfläche

Die Gedenkfeier galt einer höchst widersprüchlichen Geschichte und setzte entsprechend unterschiedliche Beurteilungen frei. Gefeiert wurde jedoch mit den üblichen Ingredienzien: Es ging nicht ohne viel Militär und vorbeibrausende Jets (der britische Sender BBC sprach von Irlands grösster Parade), es folgten oder gingen voraus Kranzniederlegung,

Auch wenn er niedergeschlagen wurde: Der Osteraufstand in Dublin erschütterte das britische Empire. FOTO: GETTY IMAGES

Salutschüsse, Fahnenkult und Schweigeminute. Natürlich alles begleitet vom üblichen Jubiläumskommerz: T-Shirts, Kühlschrankmagnete, als «Zeitzeugen» kostümierte Schauspieler und dergleichen.

Unter der Oberfläche des Mega-Events lauerten allerhand Kontroversen. Ein wichtiger Streitpunkt war und ist, ob die Aufständischen von Ostern 2016 ehrenvolles Angedenken überhaupt verdienten.

Father Seamus Murphy, ein führender Geistlicher Irlands, stellte sich auf den Standpunkt, die Aufständischen hätten sich nicht auf den katholischen Glauben berufen können, sie hätten nicht dem «Christian God» gedient. Die Aufständischen hatten aber verkündet, dass die Befreiung Irlands von der britischen Fremdherrschaft nur noch eine Frage von Tagen sei – «mit Gottes Hilfe».

Ob die kleine Gruppe aus Schriftstellern, Sprachfanatikern, Lehrern, Veteranen und revolutionären Marxisten bei der Besetzung der legendär gewordenen Hauptpost rücksichtslos vorgingen, wird nicht rekapituliert. Gesagt wird aber, dass auf die schlecht vorbereitete Aktion die brutale Repression durch britische Streitkräfte mit modernster Artillerie folgte und dass dabei unzählige Menschen umkamen, über die Hälfte Zivilisten, unter ihnen 40 Kinder.

Osteraufstand: ein Wendepunkt?

Nach einer Woche war der «Spuk» vorbei. Und doch wirkte er nach und nährte den Unabhängigkeitskrieg, der 1919 einsetzte, zwei Jahre dauerte und auf den auch noch ein langer inneririscher Bürgerkrieg folgte sowie die Gründung des Freistaates 1922.

Im heutigen Gedenken wird mit «1916» gerne eine doppelte Premiere beansprucht: erster Aufstand gegen Kolonialherrschaft und erste soziale Revolution (noch vor derjenigen in Russland). Der Osteraufstand war auch für die irische Kulturministerin Heather Humphreys der Anfang vom Ende der britischen Fremdherrschaft – «the seminal moment in our history, which set Ireland on the path to independence». Und er war inspirierendes Vorbild für andere Kolonien des britischen Imperiums.

Hat hier die nationale Heilsgeschichte ihren Ausgangspunkt? Dieser zu einfachen Überzeugung könnte man entgegenhalten, dass man womöglich auch ohne dieses Ereignis heute gleich weit wäre. Der weitere Verlauf der Geschichte war nur begrenzt davon bestimmt, jedenfalls weniger vom Aufstand als von der britischen Reaktion auf ihn.

Der Aufstand von 1916 wurde auf britischer Seite als heimtückischer Dolchstoss empfunden. In einem Moment, da das Mutterland – auch mit irischen Soldaten – auf dem Kontinent gegen den deutschen Feind kämpfte und auf dem Schlachtfeld der Somme schwerste Verluste hinnehmen musste. Dass das Königreich mitten im Krieg auf keinen Fall im Rücken eine zweite Front aufkommen lassen wollte, ist leicht nachvollziehbar. Von der standrechtlichen Erschiessung von 15 Aufständischen hätte es jedoch auch aus Gründen der Staatsräson absehen sollen. Die Hingerichteten wurden zu Volkshelden, zu Märtyrern der irischen Unabhängigkeit.

Das Beste, was die Aufständischen leisteten, war die Unabhängigkeitserklärung.

Das Jubiläum setzt tatsächlich die Frage frei, ob dieser Aufstand überhaupt nötig gewesen sei. Hätte man auf dem Verhandlungsweg nicht weiter kommen können?

Bis 1912 hatte Grossbritannien drei Anläufe unternommen, um Irland zu einem Autonomiestatus mit eigenem Parlament zu verhelfen. 1912 reagierten vor allem nordirische Protestanten am «Ulster Covenant» mit offener Aufkündigung des Gehorsams gegenüber der Krone. Für sie bedeutete «Home Rule» nichts weniger als «Rome Rule» unter katholischer Vorherrschaft. Die protestantische Seite schuf eine grossangelegte Miliz und liess sie 1914 mit deutschen Waffen versorgen.

Das Beste, was die Aufständischen leisteten, war die Unabhängigkeitserklärung, die am vergangenen Ostersonntag natürlich wieder verlesen wurde und zuvor in allen Schulen verteilt worden war. Insbesondere die folgende Passage kann Gültigkeit beanspruchen:

«Die Republik garantiert religiöse und bürgerliche Freiheit, gleiche Rechte und gleiche Chancen für all ihre Bürger und erklärt ihre Entschlossenheit, Glück und Wohlstand der ganzen Nation und all ihrer Teile zu fördern, alle Kinder der Nation gleich hoch zu achten …»

Vor dem 100-Jahr-Gedenken bestand auch eine gewisse Sorge, ob dadurch die inzwischen wieder grösser gewordenen Spannungen in Nordirland angeheizt werden könnten. Vom 50-Jahr-Gedenken von 1966 heisst es, dass es wesentlich nationalistischer inszeniert und ein indirekter Vorlauf für den 1969 in Nordirland losgetretenen Bürgerkrieg gewesen sei.

Austariertes Gedenken

Der offizielle Gedenktenor war nun aber ganz darauf gestimmt, dass man aller Opfer gleichermassen gedenken sollte, der Aufständischen, der in Mitleidenschaft gezogenen Zivilbevölkerung und der gefallenen Ordnungskräfte. Ein Teil des Gedenkens wurde auch an die Somme-Schlacht abgetreten mit der Bemerkung, dass diese selbstverständlich einbezogen sei.

Die Schuldfrage wurde im jetzigen Gedenken nicht angerührt. Der Anlass wurde vor allem genutzt, um Bürger und Bürgerinnen dazu aufzurufen, mit Zuversicht in die Zukunft zu schauen. Gewürdigt wurden auch die Armee-Einsätze im Irak, im Libanon, in Afghanistan und in Ruanda. Im Falle des Iraks hätte man sich fragen können, wie weit man als ehemalige Kolonie nun selber dem Lager der Kolonialmächte angehörte.

Dass so eine Feier auch Züge der Selbstbeweihräucherung trug, liess sich freilich nicht vermeiden. Trotzdem musste sie es sich gefallen lassen, dass auch darauf hingewiesen wurde, wie weit Irland in der Zwischenzeit zuweilen von dem Ideal von 1916 entfernt war – mit dem Kindermissbrauch, dem Scheidungs- und Abtreibungsverbot, der korrupten Nähe von Bauunternehmern, Bankern und Politikern und anderem mehr. Hingegen entsprach die im letzten Herbst über eine Volksabstimmung eingeführte Homo-Ehe («same-sex marriage») durchaus den historischen Vorgaben.

Die Reaktion der Briten

Besonders interessieren könnte, wie Grossbritannien auf die Feier des Aufstands vor 100 Jahren reagiert hat. In der recht breiten Medienberichterstattung unserer Breitengrade blieb dies weitgehend eine Leerfläche. In einem Nebensatz wurde gesagt, dass Prinz Charles aus Sicherheitsgründen nicht nach Dublin geflogen war. Von Downing Street kam offenbar keine Erklärung – war ja auch kein britisches Fest.

Für die britische Presse war das «Easter Rising» aber doch ein Thema. Betont wurde aus gegebenem Anlass vor allem die Ähnlichkeit und Verflochtenheit der beiden Nationen, sogar von Blutsbrüderschaft war die Rede.

Es wurde an den Staatsbesuch der britischen Königin im Mai 2011 erinnert – den allerersten in Irland – und an den Gegenbesuch des irischen Präsidenten Higgins vom April 2014. Irland könne doch wieder Mitglied des Commonwealth werden (nach dem Austritt von 1949), Königin Elisabeth II. sei für viele Mitglieder ja kein Staatsoberhaupt mehr, man sei vor allem eine Wertegemeinschaft etc.

Im «Sunday Telegraph» wurde sogar die Meinung vertreten, dass sich Grossbritannien bei Irland für begangene Fehler früherer Generationen entschuldigen sollte – «for wrongs committed by previous generations» – das Jahrhundertjubiläum wäre eine gute Gelegenheit dazu. Man kann sich allerdings auf den Standpunkt stellen, dass Elisabeth II. in ihrer bemerkenswerten Rede von 2011 wenigstens ihr königliches Bedauern ausgedrückt habe:

«To all those who have suffered as a consequence of our troubled past I extend my sincere thoughts and deep sympathy. With the benefit of historical hindsight we can all see things which we would wish had been done differently or not at all.»

«Allen, die infolge unserer gestörten Vergangenheit gelitten haben, versichere ich meine aufrichtige Verbundenheit und mein tiefes Mitgefühl. Im Genuss des historischen Rückblicks können wir alle Dinge sehen, die wir lieber anders oder gar nicht getan hätten.»

tageswoche.ch/+2q2jo ×

Online

tageswoche.ch/themen/Georg Kreis

Kamel Dorai studiert Flüchtlingsbewegungen. Ein Gespräch über den arabischen Umgang mit Flüchtlingen, Solidarität zwischen Nachbarn und den Reputationsverlust Europas.

«Welche Flüchtlings-Krise?»

von Samuel Schlaefli

Kamel Dorais Faszination für den Nahen Osten begann vor 20 Jahren. Während seines Studiums – Geografie, weil er darin die besten Chancen zum Reisen sah – besuchte er erstmals Jordanien. Bald darauf den Libanon, Syrien und die palästinensischen Gebiete.

Das war in den Neunzigerjahren, noch bevor eine Mauer die palästinensischen Gebiete von Israel abschnitt, als der Libanon einen wirtschaftlichen und kulturellen Aufschwung erlebte und die Moscheen in Damaskus lebendige Orte waren, wo Muslime, Christen und Drusen ein und aus gingen – zum Spielen, Singen und Beten. «Wer erst einmal seinen Fuss in den Nahen Osten gesetzt hat, der kommt nicht mehr davon los», sagt der Franzose heute.

Trotzdem hat Dorai die Region manchmal satt. «Es ist deprimierend mitanzusehen, wie die Spannungen zunehmen, der Hass wächst und sich die gesamte Region in eine falsche Richtung entwickelt.» Wie soll er seinen drei Kindern den Wahnsinn im Nahen Osten plausibel erklären?

Herr Dorai, Sie leben seit zwei Jahren in Amman, der Hauptstadt Jordaniens. Das kleine Land hat seit Beginn des Kriegs in Syrien mehr als 600 000 Flüchtlinge aufgenommen. Wie hat sich dadurch der Alltag verändert?

In den 90ern, nach Beginn des Golfkriegs, eröffneten irakische Flüchtlinge überall in der Stadt Bars, Kaffees, Restaurants und Ateliers. Aktuell passiert dasselbe mit den Syrern – und die Jordanier lieben es! Früher gingen viele Jordanier zum Vergnügen nach Damaskus, wegen des leckeren Essens, wegen der Kunstszene und der belebten Strassen und Märkte. Nun haben sie das in der eigenen Stadt. Weil Jordanien zudem eines der letzten sicheren Länder in der Region ist, haben sich in Amman viele Intellektuelle und Künstler aus Damaskus, Bagdad und Palästina niedergelassen. Und auch für viele NGOs aus aller Welt wurde Amman zur ersten Wahl.

Das klingt, als würde Amman zum London des Nahen Ostens.

Genau. Amman haftete lange Zeit ein provinzielles Image an. Nun hat es ein kosmopolitisches Flair – dank der Flüchtlinge.

Ich kann mir aber kaum vorstellen, dass alle Jordanier die Flüchtlinge in erster Linie als kulturelle Bereicherung wahrnehmen.

Natürlich ist die Lage in den Dörfern und Städten im Norden Jordaniens, wo die Menschen den Flüchtlingswellen am stärksten ausgesetzt sind, problematischer. In manchen Gemeinden hat sich die Einwohnerzahl in zwei Jahren verdoppelt. Es fehlt die Infrastruktur für ein derartiges Wachstum. Trotzdem haben wir auf lokaler Ebene bisher eine ausgeprägte Solidarität mit den syrischen Flüchtlingen beobachtet.

Bei vielen Europäerinnen und Europäern erzeugen die aktuellen Flüchtlingsströme Ängste und Ablehnung.

Hüttensiedlung für Zehntausende: Das Flüchtlingscamp Zataari in Jordanien, wo die Kinder leben, die auf unserer Frontseite abgebildet sind.

FOTO: REUTERS

Kamel Dorai wuchs in Tunesien und Frankreich auf. Nach seinem Studium forschte er zu Flucht und Migration im Nahen Osten. Dafür lebte er in Beirut und Damaskus. Seit zwei Jahren koordiniert er in Amman für das Institut français du Proche-Orient (Ifpo) ein dreijähriges Forschungsprojekt zur aktuellen Massenmigration im Nahen Osten. Über diese Arbeit sprach Dorai an der Universität Basel.

Gibt es im Gegensatz dazu eine typisch arabische Reaktion darauf?

Es herrscht eine von der Mehrheit geteilte Haltung vor, dass die Grenzen für Flüchtlinge offen sein müssen und dass es die Verantwortung jedes Einzelnen sei, sein Bestes zu tun, um die Hilfsbedürftigen zu beherbergen. Bei einer Krise können Araber auf sofortige Hilfe innerhalb ihres persönlichen Netzwerks zählen – dafür braucht es keine formellen Strukturen oder Entscheide. Das ist sehr hilfreich.

Wie erklären Sie sich diese arabische Solidarität?

Die Absorption verschiedener Migrationswellen ist Teil der Identität der meisten Staaten im Nahen Osten. Dafür ist Jordanien ein Paradebeispiel: Das heutige Staatsgebiet von Jordanien gehörte einst zu grossen Teilen zu Palästina und Syrien; das Land war nur spärlich bewohnt. Ab 1948 kamen die palästinensischen Flüchtlinge, die bald die Hälfte der Bevölkerung ausmachten. Die zivilgesellschaftlichen Strukturen, die damals in vielen arabischen Ländern als Reaktion auf etwa 700 000 palästinensische Flüchtlinge aufgebaut wurden, helfen nun auch bei der Integration der Syrer. Später folgten die Libanesen, die vor dem Bürgerkrieg flohen, und danach irakische Flüchtlinge als Folge der Golfkriege. Die meisten Menschen im Nahen Osten wissen, was es heisst, in Not zu sein, weil sie einst selbst auf Asyl und Hilfe angewiesen waren. In Jordanien setzt sich die Bevölkerung auch heute noch zur Hälfte aus ehemaligen Flüchtlingen zusammen.

Inwiefern spielt der oft gepriesene Familienzusammenhalt in arabischen Familien eine Rolle bei der Versorgung der Flüchtlinge?

Die meisten Araber haben Verwandte in Nachbarländern. So gehören die Menschen im Norden Jordaniens demselben Clan an wie diejenigen im Süden Syriens. Wer in solchen Fällen Flüchtlinge bei sich aufnimmt, beherbergt keine Fremden, sondern einen Teil seiner Familie. Das gehört im arabischen Raum zum guten Ton.

Funktioniert das auch für entfernte Verwandte, die man vielleicht noch gar nie kennengelernt hat?

Durchaus, es gibt das allseits geteilte Bewusstsein, dass die Türen stets offenstehen.

Geht diese Solidarität über ethnische und religiöse Gemeinschaften hinaus?

Ja. Die christlichen Assyrer aus dem Irak, die vor dem Islamischen Staat geflüchtet sind, wurden in Jordanien gut aufgenommen. Viele fühlen sich nicht als Araber und sie sind auch keine Muslime. Trotzdem verbindet sie ihre Flucht mit der Geschichte vieler Jordanier.

Sind diese informellen Netzwerke für die Versorgung der syrischen Flüchtlinge im Nahen Osten vielleicht sogar wichtiger als die staatlichen und internationalen Institutionen?

Zu Beginn des Kriegs in Syrien auf jeden Fall. Doch längerfristig ist eine Mischung aus beidem nötig. Denn natürlich führt es zu Problemen, wenn die Krise über Jahre hinweg anhält, wie aktuell in Syrien, und immer mehr Flüchtlinge ohne Aussicht auf Rückkehr im Land leben. Die Jordanier und Libanesen, die nun ein Zimmer für syrische Familien zur Verfügung stellen, sind meist selber arm und haben wenig Raum. Ein solches Zusammenleben funktioniert für einige Monate, aber nicht über Jahre hinweg. Um Flüchtlinge länger unterzubringen, sie mit Wasser, Lebensmitteln und Medizin zu versorgen, braucht es den Staat und internationale Hilfsorganisationen. Genauso bei der Einschulung von Kindern.

«Das europäische Asylsystem wäre durchaus imstande, mit einer solchen Krise fertigzuwerden.»

Wie reagierten die Regierungen der Nachbarstaaten auf den syrischen Exodus?

Zumindest am Anfang herrschte eine Politik der offenen Tür. Die Situation änderte sich schlagartig mit dem Auftauchen des IS. Danach fürchteten viele Nachbarn Syriens, dass der IS Terroristen als Flüchtlinge in ihre Länder einschleusen könnte. Nicht ohne Grund, wie Anschläge in Beirut und im Nordlibanon gezeigt haben. 2014 fand deshalb eine Abkehr statt von einer humanitären Perspektive auf die Flüchtlingsfrage hin zu einer Perspektive der nationalen Sicherheit. Darin liegt ein Teil der Erklärung, weshalb die Krise im Nahen Osten zur europäischen Krise wurde.

Wie meinen Sie das?

Die Lebensumstände der Flüchtlinge wurden sehr schwierig. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Seit Jordanien die Grenze dicht machte, stecken in einem Transitcamp in bei Ruweished über 26 000 Flüchtlinge fest. Sie haben den IS im Rücken und eine geschlossene Grenze vor sich. Nicht einmal das IKRK kann helfen, weil das Gebiet keinem Staat gehört und durch niemand geschützt wird. Nach der Schliessung der Grenzen sahen viele Syrer keine langfristige Perspektive mehr in den Ländern des Nahen Ostens. Zugleich ging die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Syrien verloren. Ihnen blieb nur die Flucht nach Europa und die Hoffnung auf Asyl dort.

Die meisten arabischen Länder haben die Genfer Flüchtlingskonvention von 1951 nie unterzeichnet, aus Angst, dadurch die Forderung nach einer Rückkehr der palästinensischen Flüchtlinge aufzugeben. Ist das mit ein Grund, dass viele Flüchtlinge in Europa Asyl suchen?

Wer keinen offiziellen Flüchtlingsstatus hat, kann von einem Staat jederzeit ausge-

Kamel Dorai: «Migration kann man nicht verhindern.» FOTO: ALEXSANDER PREOBRAJENSKI

wiesen werden; er ist nur temporär geduldet. Die meisten Flüchtlinge im Nahen Osten leben deshalb in ständiger Unsicherheit. Sie wissen nicht, wie lange sie in ihren Gastländern bleiben können. Anders als in Europa, wo mittelfristig die Möglichkeit besteht, Bürger des Aufnahmelandes zu werden – mit allen Rechten, die damit verbunden sind –, fehlen solche Mechanismen in Jordanien oder Libanon. Es fehlt jegliche Perspektive, sich ein neues Leben aufbauen zu können. Vor allem für Familien und junge Leute, die in Ausbildung sind oder ins Berufsleben einsteigen wollen, ist diese Situation sehr belastend.

«Schweden plädierte schon 2007 für einen europäischen Mechanismus zur gerechten Verteilung von Asylsuchenden. Doch niemand unternahm etwas.»

Seit Anfang Jahr sind mehr als 480 Menschen auf der Überfahrt nach Europa im Mittelmeer gestorben. Wer die Überfahrt schafft, trifft in den potenziellen Aufnahmeländern meist auf Ablehnung. Was geht Ihnen durch den Kopf, wenn Sie den Umgang Europas mit der sogenannten Flüchtlingskrise verfolgen?

Die Anzahl Flüchtlinge, die Europa bisher aufgenommen hat, ist nicht nur im Vergleich mit den Ländern des Nahen Osten gering, sondern auch in Hinblick auf die europäische Vergangenheit. Ich war kürzlich in Spanien und habe dort mit Hilfsorganisationen gesprochen, die mir erzählten, dass sie früher weit mehr Schwarzafrikaner versorgt hätten, die übers Meer Richtung Gibraltar geflüchtet waren, als heute Syrer. Frankreich hat Ende der Siebzigerjahre über 100 000 Kambodschaner aufgenommen, die «Boat people». 100 000, in sehr kurzer Zeit – und das war damals überhaupt kein Problem! Dies obschon Frankreich mitten in einer Wirtschaftskrise steckte und die Arbeitslosenquote hoch war. Das europäische Asylsystem wäre durchaus imstande, mit einer solchen Krise fertigzuwerden.

Wo liegt Ihrer Meinung nach das Problem?

Die Regierungen haben sich nicht auf die neuen Flüchtlingswellen vorbereitet. Sie konzentrieren sich darauf, die Menschen von der Einreise abzuhalten. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Wenn ein Syrer in der französischen Botschaft in Amman ein Visum beantragt, um damit in Frankreich einen Asylantrag stellen zu können, stehen die Chancen, dass er ein solches erhält, bei circa 1,5 Prozent. Doch wenn er es schafft, illegal in Europa einzureisen und an der französischen Grenze Asyl zu beantragen, stehen die Chancen bei etwa 94 Prozent.

Die EU-Staaten behaupten, sie seien überrumpelt worden von der Situation und überfordert durch die hohe Zahl der Flüchtlinge.

Die Situation ist aber nicht neu; dasselbe hatten wir schon vor zehn Jahren mit den Flüchtlingen aus dem Irak. Damals öffnete Schweden als einziges Land seine Grenzen. Ich erinnere mich an ein Treffen 2007 in Damaskus, an dem schwedische Regierungsvertreter sich darüber beklagten, dass ihr Land viel mehr Flüchtlinge aufgenommen habe als alle anderen EU-Staaten. Schweden plädierte damals für einen europäischen Mechanismus zur gerechten Verteilung von Asylsuchenden und setzte sich für eine Lösung ein. Niemand unternahm etwas. 2008 schloss Schweden seine Grenzen; der Menschenschmuggel wurde zum blühenden Geschäft.

Sie glauben also, dass es durchaus Möglichkeiten gab, die jetzige Krise zu antizipieren?

Absolut! Die Regierungen haben ihren Kopf zu lange in den Sand gesteckt, statt vorzusorgen. Natürlich geraten Asylsysteme unter Druck, wenn sie plötzlich mit vielen Flüchtlingen in sehr kurzer Zeit konfrontiert sind.

Die Vorbereitung der EU auf potenzielle zukünftige Flüchtlingsströme war eine andere: Mit jährlich steigenden Budgets (176 Millionen Euro für 2016) baute die EU-Agentur Frontex den Schutz der Aussengrenzen in den letzten Jahren massiv aus …

… um Migration zu verhindern und sie militärisch zu bekämpfen! Aber Migration kann man nicht verhindern; die Menschen werden kommen und sind aufgrund ihrer Aussichtslosigkeit bereit, auf der Flucht zu sterben. Wir müssten uns vielmehr damit beschäftigen, wie wir Migration organisieren können. Die neue Regierung in Kanada hat in nur zwei Monaten 25 000 Flüchtlinge mit Flugzeugen in ihr Land gebracht. Wenn sich die EU-Länder ähnlich verhalten hätten, anstatt sich die heisse Kartoffel gegenseitig zuzuschieben, dann gäbe es heute keine Flüchtlingskrise in Europa.

«Meine Freunde lachen, wenn die Europäer von einer Flüchtlingskrise reden. Europa hat weniger Flüchtlinge aufgenommen als Jordanien allein.»

Was sagen Ihre Freunde und Nachbarn in Jordanien über die aktuelle EU-Flüchtlingspolitik?

Sie lachen und fragen: Welche Flüchtlingskrise? 30 Länder – die 28 EU-Staaten plus Norwegen und die Schweiz – haben gemeinsam weniger Flüchtlinge aufgenommen als Jordanien. Fast drei Millionen Menschen, die Hälfte der Bevölkerung Jordaniens, sind Flüchtlinge aus Palästina, dem Irak oder Syrien. Die Jordanier sehen in den Medien, wie Bootsflüchtlinge im Mittelmeer ertrinken, und fragen sich: Wie konnte es so weit kommen, dass die Staaten, die sich als Verfechter der Menschenrechte gebärden, so etwas zulassen? Abgesehen von den Menschen, die auf der Flucht sterben, ist das für mich die schlimmste Konsequenz der aktuellen EU-Politik. Niemand im Nahen Osten glaubt mehr an Europas Rolle als Hüter der Menschenrechte.

Werden andere Akteure dieses moralische Vakuum füllen?

Ja, zum Beispiel Saudi-Arabien oder Katar. Staaten, die mit Geld um sich werfen und damit ihre eigenen Werte bewerben. Die Vereinigten Arabischen Emirate haben im Norden Jordaniens mit viel Geld ein makelloses Flüchtlingslager bauen lassen. Die Menschen sehen das; sie merken sich, wer dafür bezahlt hat. Doch mit dem Geschenk ist die Anerkennung bestimmter Werte verbunden; schliesslich hat auch Europa seine Entwicklungshilfe stets an die Wahrung der Menschenrechte gekoppelt. In Zukunft wird Hilfe aber vielleicht nicht mehr an Werte gekoppelt, die Europa wichtig sind.

tageswoche.ch/+i3s1h ×

Vortragsreihe der Uni Basel zu Flucht und Migration

Das Departement für Gesellschaftswissenschaften der Universität Basel organisiert als Reaktion auf die aktuelle Flüchtlingsdebatte mehrere öffentliche Vorträge zum Thema. Aktivisten, Schriftsteller und Wissenschaftler aus Jordanien, Syrien, der Türkei und Europa informieren über Ursachen, Konsequenzen und Wahrnehmung von Flucht. Dabei kommen auch Betroffene zu Wort, wie der syrische Schriftsteller Yassin Al-Haj Saleh. Unser Interviewpartner Kamel Dorai war am 15. März der erste Gast.

Am 5. April spricht die türkische Aktivistin Senay Özden über die Situation von Flüchtlingen in der Türkei und die neue europäisch-türkische Kooperation.
18.15 bis 20 Uhr, Kollegienhaus der Universität Basel, Hörsaal 102, 1. Stock, Petersplatz 1, Basel.

Sicherheit

Gesichtserkennungssysteme sollen Attentäter enttarnen. Der Markt boomt, aber ist die Technologie verlässlich?

Schau mir in die Augen, Terrorist!

Die USA haben 200 000 Verdächtige per

von Adrian Lobe

Nach den Terroranschlägen auf den Flughafen und eine Metrostation in Brüssel kursierte in den Medien ein Fahndungsfoto. Es zeigte – etwas verpixelt – die Attentäter mit drei Kofferwagen. Zwei der Täter waren dunkel gekleidet, der dritte trug eine helle Jacke.

Die Identifizierung dauerte einen Tag, was man je nach Blickwinkel als schnell oder langsam bezeichnen kann. Fakt ist: Alle drei Täter waren der Polizei bekannt. Man hätte also wissen können, dass sich mutmassliche Terroristen in einem öffentlichen Gebäude aufhalten.

Geht es nach den Sicherheitsbehörden, sollen an neuralgischen Punkten der Infrastruktur wie Flughäfen, Bahnhöfen oder öffentlichen Plätzen künftig Gesichtserkennungssysteme eingerichtet werden, die Aufnahmen von allen Personen machen und mit einer Datenbank abgleichen. Wäre eine solche Technik in Brüssel zum Einsatz gekommen, hätte das System Alarm geschlagen und die Sicherheitskräfte am Flughafen gewarnt. «Achtung, verdächtige Person hält sich in Sektor X auf.»

Die US-amerikanische Zoll- und Grenzschutzbehörde hat im Rahmen eines Pilotprojekts erfolgreich ein solches Gesichtserkennungssystem getestet. Die Technik ist seit einigen Wochen am John F. Kennedy Airport in New York in Betrieb und soll langfristig an allen US-Flughäfen implementiert werden.

Das Neue an der Technik ist, dass man sich nicht mehr mit seinem Pass, sondern mit seinen Daten ausweist.

Reisende müssen bei der Sicherheitskontrolle ihr Gesicht frontal von einer Kamera fotografieren lassen, die ihr Objektiv je nach Grösse der Person justiert. Eine Software vermisst anschliessend verschiedene Punkte im Gesicht und gleicht die biometrischen Merkmale mit einer Datenbank ab.

Stimmen die Merkmale mit dem Ausweis überein, darf die Person passieren und weiterreisen. Schon heute muss man sich bei der Einreise in die USA mit Fingerabdrücken und Foto registrieren. Diese Gesichts-Scans sind aber nur die Vorstufe, eine Folie, auf der dann spätere Abgleiche erfolgen – also im Grunde genau das, was eine Überwachungskamera auch macht. Damit wird eine Datenbank gespeist. Das Neue an der Technik ist, dass der Abgleich unmittelbar erfolgt und man sich nicht mehr mit seinem Pass, sondern mit seinen biometrischen Daten ausweist.

Das Problem ist, dass Terroristen ihr Konterfei nicht freiwillig in eine Kamera halten. Sie versuchen, nicht auf dem Radar der Sicherheitsbehörden aufzutauchen. Auf Überwachungskameras sind sie nur kurz und meistens nur von der Seite zu erkennen. Das US-Militär hat deshalb bereits 2014 eine hochauflösende High-Speed-Kamera getestet, die in der Lage ist, ein Gesichtsbild auch aus schrägem Winkel zu machen.

Das System wurde entwickelt, um Täter in einem Auto zu identifizieren , also hinter einer Glasscheibe. Es könnte aber auch an Zufahrtsstrassen von Flughäfen installiert werden. «Der hochauflösende Scan kann gedreht und gekippt werden», sagte John

Gesichts-Scan erfasst – unter anderem im Irak und in Afghanistan. FOTO: KEYSTONE

Boyd, Direktor der Firma Defense Biometrics and Forensics damals.

Hätte die Technik die jüngsten Anschläge womöglich verhindern können?

Anil K. Jain, Professor für Computerwissenschaft und Informatik an der Michigan State University, ist einer der weltweit führenden Experten auf dem Gebiet der Gesichtserkennung. Er war Berater der indischen Regierung beim Aufbau des Projekts Aadhaar, bei dem jeder der 1,2 Milliarden Bewohner aufgrund seiner personenbezogenen Daten und biometrischen Merkmale (Gesichtsbild, Fingerabdrücke und Iris) eine zwölfstellige Nummer zugewiesen bekommt.

«Um Gesichtserkennungssysteme einzusetzen, muss man erst mal wissen, wer der Verdächtige auf der Überwachungskamera ist», sagt Jain. «Lässt die Person ein Paket zurück oder verhält sie sich merkwürdig? Das geschieht bis jetzt nach der Attacke durch manuelles Auswerten des Videos. Wir haben nicht die Fähigkeit, dies automatisch zu tun.»

Zum anderen müsste die Person in einer Datenbank gespeichert und in Echtzeit gefunden werden. Auch diese Fähigkeit habe man nicht. Die Software ist nur so gut wie ihre Daten. Wo kein Foto gespeichert ist, kann logischerweise auch kein Abgleich erfolgen. «Der Verdächtige hat vielleicht keine Vorstrafen, also müssten die Polizeibehörden Zugang zu diversen Datenbanken haben, auch nichtkrimineller Natur», konstatiert Jain.

Es würde nicht verwundern, wenn Facebook den Behörden Zugang zu den Fotos erlaubt.

Das Department of Homeland Security und das FBI pflegen schon länger biometrische Datenbanken mit Gesichts-Scans und Fingerabdrücken. Die Biometrically Enabled Watchlist (BEWL) des US-Verteidigungsministeriums enthält 200 000 Einträge von Verdächtigen im Irak und in Afghanistan. Das ist eine ordentliche Grundlage, doch wenn man bedenkt, dass auf Facebook täglich 350 Millionen Fotos hochgeladen werden, nimmt sich die Datenbasis dann doch gering aus. Es würde nach den Enthüllungen von Edward Snowden nicht verwundern, wenn Facebook Daten an Geheimdienste weiterreichte oder zumindest eine Hintertür eingebaut hat, die den Behörden Zugang zu den Fotos erlaubt.

Teufelskreis der Überwachung

Das Problem ist nur, dass die Bildqualität von Überwachungskameras meist zu wünschen übrig lässt und der Einzelne nicht zweifelsfrei zu erkennen ist. «Wenn das Gesicht von einem Schal verdeckt wird, der Verdächtige eine Sonnenbrille trägt oder die Lichtverhältnisse schlecht sind, kann der Beamte den Verdächtigen nicht finden», erklärt Jain. Facebook hat im vergangenen Jahr einen Algorithmus entwickelt, der Menschen auf Fotos auch dann identifizieren können soll, wenn ihr Gesicht nicht eindeutig zu sehen ist – anhand ihrer Frisur, Kleidung, Figur und Körperhaltung. Das könnte auch für die Ermittler ein interessantes Werkzeug sein.

Das Department of Homeland Security forscht derzeit unter Hochdruck an hochauflösenden Videokameras, die Personen aus bis zu zehn Metern Entfernung anhand eines Iris-Scans erkennen.

Diese biometrischen Merkmale sind so einzigartig wie ein Fingerabdruck. Schau mir in die Augen, und ich sage dir, ob du ein Terrorist bist. Ein Mitarbeiter der Behörde sagte dem Portal «Defense One»: «Wenn jemand die Fluggastbrücke am Airport herunterläuft, können wir sagen: ‹Diese Person wurde authentifiziert, sie darf in die Fast-Track-Lane rechts gehen? Diese Person nicht, sie muss zum Screening-Test nach links? Kann das Gerät in einen Computer gebaut werden, sodass es nicht ein Add-On-Gerät ist, wie eine Maus?› Die Antwort lautet: Ja.» Verdächtige nach links, Rechtschaffene nach rechts. Solche groben Raster führen in der Praxis allerdings schnell zu Diskriminierung und Racial Profiling.

Das Problem, das Datenschützer stets monieren, ist, dass biometrische Daten des Gesichts oder der Iris – mithin sehr sensible Daten – ohne Wissen und Einverständnis des Betroffenen erfasst werden. Wenn nun an immer mehr Flughäfen Gesichtserkennung eingeführt wird, gibt es ein systemimmanentes Erfordernis, auch immer mehr Überwachungskameras zu installieren, um die Software mit entsprechenden Daten zu füttern. Ein Teufelskreis.

Hätte ein Kameranetzwerk, das die Terroristen im Taxi auf dem Weg zum Flughafen erkannt hätte, Leben gerettet? Vielleicht. Doch der Preis, den man für diese Sicherheit bezahlt, ist die omnipräsente Überwachung im öffentlichen Leben und der Verlust der Privatsphäre.

tageswoche.ch/+tpaıq ×

«Es wird eine grosse Schlacht.» Arnold Gjergjaj (r.) bei der Medienkonferenz mit David Haye. FOTO: REUTERS

Boxen

Arnold Gjergjaj trifft am 21. Mai auf seinen bisher stärksten Gegner: den einstigen WBA-Weltmeister David Haye.

Die Kobra betritt die ganz grosse Bühne

von Matthias Oppliger

Unterschiedlicher könnten die beiden Boxer nicht sein, die am Mittwoch in London vor die Medien traten. Auf der einen Seite Arnold «The Cobra» Gjergjaj, der bescheidene Profiboxer aus Pratteln, der lange neben dem Training im Laden seines Bruders arbeitete und sich langsam und beharrlich in der Weltrangliste unter die Top 30 hochkämpfte. Ihm gegenüber David «The Hayemaker» Haye, schillerndes Grossmaul, Millionär und Boxer von Weltformat, der schon gegen Wladimir Klitschko und Derek Chisora im Ring stand.

Beim «Face-Off», dem ersten Aufeinandertreffen im Rahmen einer Medienkonferenz, nannte Haye die Kobra höflich einen «Gegner, den es erst noch zu schlagen gilt». Es wurde aber klar, dass Gjergjaj aus seiner Sicht ein Aufbaugegner ist. «Alle guten Kämpfer im Schwergewicht sind grösser als ich, die Kobra ist es ebenfalls. So kann ich mich für spätere Gegner vorbereiten.» Ausserdem sei es immer ein besonderes Gefühl, einen bisher ungeschlagenen Gegner zu besiegen.

«Seine Zeit ist vorbei»

Bescheidener fiel Gjergjajs Auftritt aus. Er trat mit den Worten «Hallo England, hallo London ... hallo Haye» ans Mikrofon. «Ich freue mich, gegen einen der besten Boxer der Welt anzutreten.» Doch auch die Kobra hatte ein paar provozierende Worte

für ihren Gegner übrig: «Seine Zeit ist vorbei. Ich kämpfe, um zu siegen. Es wird eine grosse Schlacht geben und am Ende wird nur ein Boxer stehen bleiben.»

So tönte es am Mittwochvormittag, als offiziell gemacht wurde, was seit einer Woche gerüchteweise kursierte: Gjergjaj kämpft am 21. Mai in der O2-Arena in London gegen den ehemaligen WBA-Champion David Haye.

David Haye hat eine ruhmreiche Karriere hinter sich. Als Cruisergewicht (bis 90,72 Kilogramm) erkämpfte er sich bis 2008 mehrere Titel. Den Wechsel in die höhere Gewichtsklasse schaffte Haye spielend, nur ein Jahr später bezwang er in seinem zweiten Schwergewichtskampf den Boxgiganten Nikolai Walujew (2,13 Meter gross) und wurde Weltmeister der World Boxing Association WBA. Diesen Titel musste er 2011 wieder abgeben, als er Klitschko nach Punkten unterlag und dabei eine recht müde Figur machte.

Zurück aus der Verletzungspause

Das änderte sich ein Jahr später, als Haye Derek Chisora mit einem technischen K.o. in der fünften Runde bezwang. Haye war dabei fast nicht mehr wiederzuerkennen. Wo er gegen Klitschko noch zögerlich auftrat und kaum Schläge ausführte, geschweige denn landete, hagelte es gegen Chisora Punches noch und nöcher.

Der Hayemaker war in Topform, aber nicht lange. 2013 musste er wegen einer Schulterverletzung vorzeitig vom Boxsport zurücktreten. Im Januar hat der Hayemaker nun sein Comeback gegeben und den Australier Mark de Mori nach nur zwei Minuten zu Boden geschickt. Der Kampf gegen die Kobra soll Haye nun den Weg zurück zu einem Titelkampf ebnen.

Gut möglich, dass der bisher ungeschlagene Arnold Gjergjaj Prügel einstecken muss wie noch nie in seiner Karriere.

So stark sich Haye und Gjergjaj unterscheiden, so gross sind doch die Parallelen: Auch Gjergjaj hat eine Verletzungspause hinter sich, nachdem er im vergangenen Juni gegen den Russen Denis Bakhtov seinen EBU-Titel zwar verteidigt, sich dabei jedoch die rechte Hand gebrochen hatte. Gjergjaj und Haye haben genau gleich viele Profikämpfe hinter sich (29) und sind dabei je rund 120 Runden im Ring gestanden. Haye hat dabei aber definitiv die besseren Gegner gehabt. Und schliesslich verfolgt auch Gjergjaj das Ziel, dereinst einen Weltmeisterkampf zu bestreiten. «Das ist und bleibt unser Ziel», sagt sein Manager und Trainer Angelo Gallina.

«Haye ist ein Wunschgegner», sagt Gallina. Er lässt aber auch durchblicken, dass die Herausforderung sehr gross ist. «Mir wäre es lieber gewesen, wir hätten zuerst Klitschko bekommen.»

Als Boxer ist Haye besser als jeder, den die Kobra im Ring bisher bezwingen musste. Er ist bekannt für seine Schnelligkeit, für seine harten Schläge und für seine Beweglichkeit. Man sieht ihm an, dass er ursprünglich in einer leichteren Gewichtsklasse gekämpft hat. Gut möglich, dass der bisher ungeschlagene Gjergjaj Prügel einstecken muss wie noch nie in seiner Karriere. Es könnte das Ende seiner lupenreinen Kampfbilanz werden.

Gallina aber ist zuversichtlich. «Im Boxen kann alles passieren, auch Arnold hat einen harten Punch und er hat in seinen letzten Kämpfen Ausdauer bewiesen.» Zum Kampf sind es noch sieben Wochen. «Wir werden intensiv trainieren und in Basel ein Trainingscamp errichten», sagt Gallina.

tageswoche.ch/+ lvspl ×

ANZEIGE

Gordon Bell macht, was ihm gefällt. Das beschert ihm eine faszinierende Vita. Und Basel das Smuk sowie bald auch eine Verwandlung: diejenige des berüchtigten Terra Samba.

Der Indie-Immo-König der Feldbergstrasse

von Marc Krebs

Es war eines der berüchtigsten Lokale in der Region Basel: Terra Samba an der Feldbergstrasse, ehemals bekannt als Sichtbar/Unsichtbar, ein zwielichtiges Lokal, wo der eigentliche Gastrobetrieb Nebensache zu sein schien. Ein Treffpunkt des Milieus und der Abgründe, hielten doch Krawall und Remmidemmi die Basler Polizei nahezu ständig auf Trab.

Jetzt aber ist Ruhe eingekehrt. Zumindest nachts. Tagsüber trifft man hingegen Handwerker an und den neuen Besitzer: Gordon Bell. Der 46-jährige Schotte hat die auffällige Eckliegenschaft beim Matthäusplatz erworben – und mit ihr seine zweite Liegenschaft an der Feldbergstrasse. Kein Immobilienhai, sondern ein lockerer Typ mit T-Shirt, zerzaustem Haar, Dreitagebart. Ohne Kittel. Und ohne Allüren.

Musiker und Schauspieler

Das manifestiert sich rasch, wenn er spricht, durch seine Offenheit, aber auch aufgrund seines selbstironischen «sense of humour». Auf die Frage, wo er aufwuchs, nennt er das Umland von Glasgow, die Central Region, und fügt erklärend hinzu: «der Aargau Schottlands».

Farbe ins Grau jener Region brachte die Musik, die in Bells Leben eine grosse Rolle spielt. Er singt, begleitet sich dazu am Klavier, tritt solo auf und in Bands.

Bell lebte schon in der Schweiz, als ihn 2003 ein Inserat an seine eigene Sozialisierung erinnerte: «Musiker gesucht für die Gründung einer Alex Harvey Tribute Band». «Das fand ich recht erstaunlich. Alex Harvey aus Glasgow war eine Kultfigur in Schottland, aber auch dort kennen ihn heute nur noch die Leute, die mit der Musik der 70er-Jahre aufgewachsen sind.»

Gordon Bell wurde also Frontmann und tritt seither mit den Schweizer Musikerfreunden regelmässig in seiner Heimat auf. Kurioserweise war Not The Sensational Harvey Band aus Zürich für eine gewisse Zeit sogar die weltweit einzige Formation, die an die Show des 1982 verstorbenen Schotten erinnerte.

Eine Bar, davon träumte Gordon Bell. Dabei trinkt er gar keinen Alkohol.

«Wir reisen jedes Jahr für ein paar Konzerte nach Schottland, was grossen Spass macht», erzählt Bell. Und, wie man bei Konzertmitschnitten auf Youtube mitbekommt, bereitet dies auch dem schottischen Publikum Freude.

Das Theatralische hat Bell schon als Jugendlicher fasziniert: «Ich studierte Theater in Glasgow – ein bisschen Schauspiel, aber auch Bühnenset, Literatur und Geschichte. Sehr viele Facetten, vielleicht zu viele, um ein guter Schauspieler zu werden», sagt er und lacht verschmitzt.

Und die Musik? «In Glasgow gibt es mehr Konzertlokale als in London, das prägt. Aber ich singe nicht sehr gut, ich bin eher ein Schauspieler in Bands. Mir gefällt die Haltung, der Geist des Musikmachens, aber ich bin kein Purist», sagt er bescheiden. Ambitionen? «Himmel, nein!», sagt er und lacht.

Abenteurer

Gordon Bell macht, worauf er Lust hat. Diesen Eindruck erhält man auch angesichts seiner Biografie. Er studierte zusätzlich Informatik. Er lebte und arbeitete ein Jahr in Mexiko. Er kam vor knapp 20 Jahren erstmals in die Schweiz. Und jobbte bei der UBS, im IT-Bereich. Warum hier, in der Schweiz? «Ich wollte Ski fahren lernen», sagt er.

Abenteuerlustig ist Bell geblieben, auch wenn er sich vor sechs Jahren mit längerfristiger Absicht in Basel niederliess. Denn statt ins elterliche Gastrogeschäft einzusteigen – sein Vater war Koch und baute ein Cateringgeschäft auf –, überliess er seinem älteren Bruder den Vortritt beim Familienerbe. Gordon Bell liess sich auszahlen und schaute sich in Basel nach einer Immobilie um, in der sich etwas Neues realisieren liesse. Eine Bar, davon träumte er. Obschon Bell selbst gar keinen Alkohol trinkt. «Eines

Morgens hatte ich einen solchen Hangover, dass ich mir sagte: Das muss nicht mehr sein.» So wie er auch eines Tages das Rauchen bleiben liess.

Sein Geld investiert er lieber in nachhaltigere Projekte: Nach jahrelanger Suche stiess er auf die Liegenschaft an der Feldbergstrasse 121. Im Parterre liess er eine Wohnung zur Bar umbauen. So kam es zur Café-Bar Smuk, die Louise Zitzer betreibt – und die zu Bells zweitem Wohnzimmer geworden ist. «Denn ich wohne genau obendran», offenbart er.

Trifft sich gut, denn so muss er keine Lärmklagen aus dem ersten Stock befürchten, wenn am 7. April im Smuk ein Konzert stattfindet. Bell tritt dann mit seiner anderen Coverband auf, Giant Stone Eater, die Songs von Black Sabbath bis Nick Cave neu interpretiert.

Bühnenöffner

Daneben lässt er in Basel eine weitere Bühne bauen, im ehemaligen Terra-Samba-Haus. Warum hat er dieses Gebäude eigentlich erworben? «Mir ist das Lokal immer schon aufgefallen, irgendwie ein Fremdkörper, irgendwie auch anziehend… Louise Zitzer kam mit dem Besitzer ins Gespräch – und statt einfach nur zu pachten, fragten wir ihn, ob er es auch verkaufen würde.» Der Besitzer, der Basler Richter und SVP-Kassier Stefan Bissegger, hatte so viel Ärger, dass er einwilligte und sich von der Liegenschaft trennte.

Selber betreiben will Bell seine Lokale nicht: «Mir reicht es, etwas ermöglichen zu können.»

Und was soll hier jetzt geschehen? Die Mieter sollen bleiben, sagt Bell. Im Erdgeschoss schwebt ihm eine Kombination aus Café und Bar vor, ein Ort, der sowohl tagsüber als auch nachts einladend wirkt.

«Mein Wunsch wäre es, dass der hintere Saal als ‹Open Space› genutzt werden kann, wo lokale Bands und Theaterschaffende eine Bühne haben.» So uneigennützig? «Ich glaube, wenn der Saal belebt ist, profitiert auch das Café.» Dieses will er wie beim Smuk nicht selber betreiben. «Mir reicht es, etwas ermöglichen zu können», sagt er.

Der Umbau hat erst gerade begonnen, die grosse Eröffnung wird wahrscheinlich im nächsten Jahr über die Bühne gehen. «Zur Überbrückung machen wir vermutlich eine Zwischennutzung», sagt Bell.

Und hat er sich auch schon Gedanken gemacht, wie das Terra Samba in Zukunft heissen könnte? «Ja, aber noch ist nichts konkret.» Ach, und welcher Name geht ihm durch den Kopf? «Nun, im Moment gefällt mir ein Name, der auf die anrüchige Vergangenheit des Lokals anspielt: ‹Traffic›.» Herrliche Idee, isn't it?

tageswoche.ch/+x2hnm ×

Giant Stone Eater live: Donnerstag, 7. April, 20 Uhr im Smuk Basel.

Ein Schotte belebt die Feldbergstrasse: «Weshalb ich in die Schweiz kam? Um Ski fahren zu lernen.» FOTO: NILS FISCH

Regisseur Tobias Nölle erzählt im Interview, was er mit Francis Ford Coppola gemeinsam hat, und wieso der Österreicher Georg Friedrich einen Schweizer spielt.

Beziehungskrimi mit Wiener Schmäh

von Hannes Nüsseler

Aloys ist eigen. Der Zürcher Privatdetektiv mit österreichischen Wurzeln lebt in der Wohnung seines unlängst verstorbenen Vaters, dessen Heimorgel in der Ecke anstaubt. Der Städter observiert professionell Menschen und schaut sich die Kameraaufnahmen zu Hause an wie Tierdokumentationen. Aloys ist einsam und damit nicht allein.

Eines Tages erwacht der Privatdetektiv auf dem Busbahnhof, um etliche Videobänder erleichtert. Eine Frauenstimme am Telefon fordert ihn zu einem Experiment auf: Der Detektiv soll seine Gedanken wandern lassen und so seine geheimnisvolle Erpresserin finden – andernfalls spielt sie die Aufnahmen den Betroffenen zu. Aloys presst seinen Kopf wie geheissen gegen eine Wand und findet sich – schwups – in einem zauberhaft gschpässigen Wald und einer ebensolchen Geschichte wieder.

Mit seinem ersten Langfilm «Aloys» fühlt Tobias Nölle dem Schweizer Isolationismus auf den Zahn, das Debüt gewann an der Berlinale 2016 den Preis des Verbands internationaler Filmkritiker. Wir haben den Regisseur gesprochen – selbstverständlich am Telefon.

Herr Nölle, auf Ihrer alten Website deklarieren Sie einen Langfilm als Ihr Ziel und einen guten Film als Ihren Traum. Mit «Aloys» haben Sie beides erreicht. Wie sind Sie selbst mit dem Ergebnis zufrieden?

Ui, die Website ist wirklich uralt, und es hat auch lange gedauert bis zum ersten Langfilm. Was «Aloys» betrifft: Ganz zufrieden ist man nie, im Nachhinein würde ich vieles anders machen. Aber man lernt immer dazu und versucht, das Beste darin zu sehen. Der Film hat an der Berlinale doch einige Zuschauer berührt, das hat mich mit vielem versöhnt. Mir persönlich gefällt die schauspielerische Leistung am besten – und dann auch einzelne Momente, manchmal nur ein Bild.

«Den österreichischen Akzent fand ich gut, weil er die Figur innerhalb der Schweiz noch mehr isoliert.»

Unlängst war der Schweizer Katastrophenfilm «Heimatland» in den Kinos zu sehen, an dem Sie ebenfalls beteiligt waren. Hat sich die Arbeit an dem Episodenfilm sehr unterschieden von der Arbeit an «Aloys»?

Das kann man nicht vergleichen. Bei «Heimatland» hatten wir nur wenig Zeit für unsere Episoden, jeder musste Kompromisse eingehen. Beim eigenen Film kann man genauer arbeiten, das geht von der Farbe der Tapeten bis zu den Schnürsenkeln, alles hat seinen Grund in der Psychologie der Figuren. Allerdings ist dieser Unterschied nicht wertend gemeint, «Heimatland» hat mir durch die schnellere Arbeitsweise auch viele Türen geöffnet. Ausserdem ist die Auswertung eines Gemeinschaftsfilms viel angenehmer, die Verantwortung trägt man zu zehnt. Für «Aloys» muss ich allein geradestehen, das bereitet manchmal auch Bauchschmerzen.

Wie sind Sie auf die Geschichte von «Aloys» gekommen?

Dramaturgisch bin ich eher blauäugig vorgegangen, das war für mich mehr wie malen. Ich habe versucht, eine Stimmung zwischen Traum und Realität zu erzeugen, auch wenn es zu Beginn dieses thrillerhafte Element gibt: Da ist einerseits die Figur

«Er ist magisch», sagt Regisseur Tobias Nölle über seinen Hauptdarsteller Georg Friedrich. FOTO: SIMON GUY FAESSLER, ©HUGOFILM

des Detektivs, der die Welt nur durch seine Kamera wahrnimmt, andererseits das Element der Reise, die er mittels Telefon antritt. Oft weiss ich nicht, ob solche Ideen überhaupt filmisch umsetzbar sind. Das ist zwar anstrengend, spornt mich aber mehr an als eine Geschichte, die ich genauso gut als Buch schreiben könnte.

Gibt es denn eine Komplizenschaft zwischen dem Beobachter Aloys und Ihnen?

Selbstverständlich gibt es Parallelen. Aloys filmt, ich auch. Filmemachen ist ein Beruf, bei dem man aufpassen muss, dass man zwischen Realität und Fiktion unterscheiden kann. Man verbringt sehr viel Zeit in seinen eigenen Geschichten. Und als Bewohner eines teils sehr konservativen Landes, das sich gegen Veränderungen abschottet, erkenne ich mich ein Stück weit in Aloys wieder. Er ist sehr schweizerisch.

Umso überraschender ist bei diesem Schweizer Thema dann, dass die Hauptfigur mit einem Wiener Akzent spricht…

Den österreichischen Akzent fand ich gut, weil er die Figur innerhalb der Schweiz noch mehr isoliert. Ausserdem passt die Sprache perfekt zu dem verstaubten bürokratischen Umfeld. Aber vor allem ist Georg Friedrich für mich einer der ganz Grossen. Er hat diese Aura, diesen unglaublichen Instinkt beim Spielen und diese extrem cinematische Physiognomie. Für mich ist er magisch. Das findet man bei Schweizer Schauspielern dieser Altersklasse selten.

«Der Detektiv muss sein eigenes Problem lösen, er wird sozusagen zu seinem letzten Fall.»

Telefoniert wird zwar auch mit Handys, trotzdem scheint die Technologie insgesamt veraltet. Was steckt hinter diesem Entscheid?

Ich fand es spannend, eine Figur zu zeigen, die in der konservativen Welt des Vaters gefangen ist. Aloys muss nicht nur seine Einsamkeit überwinden, sondern den Sprung in die Gegenwart schaffen. Natürlich lässt sich der Film auch im Hinblick auf die soziale Entfremdung lesen, die sich über die digitalen Medien abspielt. Aber ich wollte das nicht plakativ thematisieren, denn dieses Problem besteht seit der Erfindung des Telefons: Wir müssen uns nicht mehr in die Augen sehen, um miteinander zu sprechen. Ausserdem filme ich nicht gerne Handys und Laptops ab. Die werden in zehn Jahren total antik sein.

Manchmal fühlte ich mich an den Siebzigerjahre-Thriller «The Conversation» von Francis Ford Coppola erinnert, in dem Gene Hackman einen Abhörspezialisten spielt…

Ja, das ist ein Seelenbruder oder -vater von Aloys. Da gibt es eine ganz klare Verbindung, auch wenn mein Film ohne Mordfall auskommt. Ich fand es spannend, einen Detektivfilm zu drehen, bei dem es nicht um einen Fall geht, sondern um den Detektiv selbst: Er muss sein eigenes Problem lösen und wird sozusagen zu seinem letzten Fall. Das Seltsame daran ist, dass ich «The Conversation» komplett vergessen hatte und die Gemeinsamkeiten erst beim Schreiben entdeckte. Dieses Wiederentdecken war ein tolles Erlebnis, weil sich die Parallelen zu meinem eigenen Film unbewusst ergeben haben. Und eigentlich ist die Paranoia der Nixon-Ära heute noch aktuell.

tageswoche.ch/+b5sx7 ×

«Den Platz aktivieren.» Alys Williams (l.) und Lea Whinyates Hess. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Neue Galerie

Das Projekt Vitrine bringt Leben in den Glaskubus unter dem Viadukt am Vogesenplatz.

Londoner Pfupf fürs St. Johann

von Naomi Gregoris

Galerien haben es nicht einfach. Hohe Mietpreise, Kosten für Messen und der launische Kunstmarkt machen es vielen Galeristen schwer, mit dem kommerziellen Galerienmodell (grosse White Cubes, keine Events ausser Vernissage und Finissage, Akquisition immer öfter über Händler statt Künstler) Erfolg zu haben, geschweige denn Geld damit zu verdienen.

Das ist auch in Basel nicht anders, nach der Art schwindet das Interesse an den lokalen Galerien jeweils rapide, das Season Opening ist nur noch eine bescheidene Angelegenheit mit fehlendem Zusammenhalt unter den Beteiligten.

«Die Galerien müssen sich wirklich etwas überlegen», fand die Basler Galeristin Karin Sutter 2012 und rief zu mehr kurzweiligen Veranstaltungen und Events auf. Drei Jahre später musste sie ihre Galerie schliessen. Ein ernüchterndes Beispiel, das wenig Hoffnung für ein erfolgreiches Bestehen der Basler Szene aufkommen liess.

Der Name ist Programm

Bis jetzt. Denn nun sieht es so aus, als würde sich der Wind drehen. Nach der Eröffnung von «Neue und Alte Kunst Basel» an der Bäumleingasse geht nun nur wenig später auch am Vogesenplatz eine neue Galerie auf. Der kleine Glaskasten unter

dem Viadukt gegenüber der Bar Brut erfährt ein neues Innenleben. Nach der Boutique für Massanzüge, die weniger als ein Jahr in der begehbaren Säule auf Kundschaft wartete, wird hier am 1. April die Galerie Vitrine eröffnet.

Grenzen ausloten, Neues ausprobieren

Vitrine gibt es bereits in England, als 16 Meter langes Fenster am Bermondsey Square in der Nähe der London Bridge. «Es ist witzig: Vitrine in London hat ganz ähnlich begonnen wie Vitrine am Vogesenplatz.» Alys Williams lacht. Die Kuratorin hat vor sechs Jahren den Projektraum in der britischen Hauptstadt gegründet – in einem Umfeld wie nun in Basel: An einem Platz, der mitten in der Stadt lag, aber doch nicht so recht ins Bewusstsein der Bewohner rücken wollte. Wie der Bermondsey Square soll auch der Vogesenplatz als Zentrum eines aufgewerteten Quartiers belebt werden.

Wer Williams und ihre Basler Projektpartnerin Lea Whinyates Hess kennenlernt, merkt schnell: Wenn die beiden loslegen, kommt das mit der Belebung auf jeden Fall schon einmal gut. Gutgelaunt sitzen sie wenige Tage vor der Eröffnung an einem der Tischchen vor der Bar Brut, teilen sich mit dem Architekten Jens Müller eine Flasche Sekt und reden über neue Galerienmodelle. Sie sind wie Karin Sutter der Ansicht, dass man die Idee einer Galerie weiterdenken muss, um Erfolg zu haben.

Die Glassäule auf dem Vogesenplatz biete das optimale Setting dafür, meint Whinyates Hess: «Hier können wir die Grenzen ausloten und Neues ausprobieren.» Nicht zuletzt weil hier ein Architekturbüro mit an Bord ist: Jens Müller von Pantera Pantera, der auch mit am Tisch sitzt. Er hat zusammen mit seinem Geschäftspartner Thomas Wüthrich den Innenraum der Säule entworfen – ein raffiniertes System aus mobilen Wänden, die den beiden Kuratorinnen grösstmögliche Gestaltungsfreiheit bieten.

Die Vitrine bewegte sich in London in einem ähnlichen Umfeld wie in Basel: mitten in der Stadt und doch nicht so recht im Bewusstsein der Bewohner.

Auch Müller sieht Potenzial im Vogesenplatz: «Hier braucht es Leute, die etwas mit dem Platz anstellen, er muss aktiviert werden. Nicht nur mit Detailhandel, sondern durch Menschen, die vor Ort sichtbar produzieren.» Am Vogesenplatz passiere viel im Hintergrund – die Schokoladenmanufaktur Rehmann beispielsweise oder die hauseigene Brauerei «Gleis 1 Bier» des Stellwerks. Nun sei es an der Zeit, dass vermehrt auch sichtbare Aktionen zum Zug kommen.

Sichtbarkeit ist kein Problem, mit dem die Vitrine zu kämpfen haben wird. Die Ausstellungen werden dank der ausgeklügelten Architektur rund um die Uhr auf dem Platz sichtbar sein und wie eine grosse Installation funktionieren. Hinzu kommt eine Kollaboration mit der Bar Brut, die den Kuratorinnen während der geplanten Veranstaltungen wortwörtlich zur Seite stehen wird. «Die Vitrine soll nicht als abgeschlossener Raum oder blosses Schaufenster den Platz dekorieren, sondern aktiv in den Raum eingreifen und einladen», meint Williams. Genau darin liegt der Unterschied zum White Cube: Die Vitrine soll ein Raum sein, der über das blosse Ausstellen hinaus und in den umliegenden Raum hineindenkt.

«Die Vitrine soll nicht als blosses Schaufenster den Platz dekorieren, sondern aktiv in den Raum eingreifen und einladen.»

Alys Williams, Kuratorin

Den Auftakt zu dieser raumübergreifenden Öffnung macht die Vernissage am 1. April – ein grosses Fest mit einer Gruppenausstellung und Performances von Nino Baumgartner und Garrett Nelson auf der Wendeltreppe und den Betonblöcken des Platzes. Die Ausstellung trägt den Titel «A journey from a sweeping gesture to a lasting effect» – eine Reise von einer schwungvollen Geste zu einem nachhaltigen Effekt. Er könnte nicht besser gewählt sein.

tageswoche.ch/+ezwku ×

Galerie Vitrine, Volta Zentrum, Vogesenplatz, Basel.
www.vitrinegallery.com
Eröffnung:
Freitag, 1. April 2016, 18 bis 22 Uhr,
Ausstellungsdauer:
2. April bis 3. Juni 2016.

Retrospektive

Stellan Skarsgård im Stadtkino

Man kennt ihn aus den aufwühlenden Filmen von Lars von Trier: den schwedischen Schauspieler Stellan Skarsgård. Das Stadtkino Basel würdigt ihn im April mit einer Retrospektive. Nebst Filmen ist er auch – exklusiv auf grosser Leinwand – in der aktuellen britischen Mini-Serie «The River» zu sehen, in der Skarsgård als titelgebender Polizeikommissar John River brilliert.

Sonntag, 3. April, 17 Uhr.
Klostergasse 5, Basel.
www.stadtkino.ch

Dokumentarfilm

«Dem Himmel zu nah» im Kino Atelier

Der Dokumentarfilm «Dem Himmel zu nah» erzählt die Geschichte einer lebensbejahenden Frau, die sich fragt, was ihre Geschwister dazu getrieben hat, sich das Leben zu nehmen. Ruhig und ohne Sentimentalität wirft der Film von Annina Furrer existenzielle Fragen auf. Sie lädt am Sonntag im Atelier zur Basler Premiere – und zum anschliessenden Podiumsgespräch, bei dem Fachpersonen, Angehörige und Betroffene mitwirken. ×

Sonntag, 3. April, 11.15 Uhr.
Kultkino Atelier, Theaterstrasse 7, Basel.
www.kultkino.ch

Kinoprogramm

Basel und Region
12. bis 18. Februar

ANZEIGE

BASEL CAPITOL
Steinenvorstadt 36 kitag.com

- **EDDIE THE EAGLE** [4/4 J]
  14.00/20.30 E/d/f
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [4/4 J]
  14.00 E/d/f
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE** [12/10 J]
  17.00–FR-MO: 20.30 E/d/f
- **THE REVENANT** [16/14 J]
  17.00 E/d/f
- **MISS YOU ALREADY** [12/10 J]
  DI/MI: 20.30 E/d/f

KULT.KINO ATELIER
Theaterstr. 7 kultkino.ch

- **VIRGIN MOUNTAIN** [12/10 J]
  FR/MO-MI: 12.00 Isländisch/d
- **THE CHINESE LIVES OF ULI SIGG** [0/0 J]
  12.10 Ov/d/f
- **UNSERE WILDNIS** [6/4 J]
  FR/MO: 12.10 D
- **MATHIAS GNÄDINGER – DIE LIEBE SEINES LEBENS** [10/8 J]
  12.15 Dialekt/d
- **SUFFRAGETTE** [12/10 J]
  19.00–FR/SA/MO-MI: 12.15 E/d/f
- **HEIDI** [0/0 J]
  13.40 Dialekt
- **OUR LITTLE SISTER** [16/14 J]
  13.45/18.15 Jap/d
- **DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK** [12/10 J]
  14.00/20.45 D
- **HORIZONTES** [8/6 J]
  14.00 Ov/d/f
- **THE CHINESE RECIPE** [12/10 J]
  15.00 Ov/d/f
- **MON ROI** [14/12 J]
  15.30/20.20 F/d
- **CHOCOLAT** [12/10 J]
  15.45/20.00 F/d
- **L'HERMINE** [6/4 J]
  16.15 F/d
- **LOLO** [12/10 J]
  16.30/20.30 F/d
- **GROZNY BLUES** [14/12 J]
  17.00 Ov/d
- **AS I OPEN MY EYES** [14/12 J]
  18.00 Arabisch/d
- **ROOM** [12/10 J]
  18.00 E/d/f
- **HAIL, CAESAR!** [8/6 J]
  18.30 E/d
- **EL CLAN** [16/14 J]
  21.00 Ov/d/f
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
  SA/SO: 11.45 Dialekt
- **DER LETZTE DER UNGERECHTEN** [14 J]
  SO: 11.00 F/d
- **DEM HIMMEL ZU NAH** [14/12 J]
  SO: 11.15 Dialekt
  ANSCHL. PODIUMSGESPRÄCH MIT GÄSTEN. MODERATION PRO MENTE SANA.
- **ABOVE AND BELOW** [12/10 J]
  SO: 11.30 E/d

KULT.KINO CAMERA
Rebgasse 1 kultkino.ch

- **GRÜSSE AUS FUKUSHIMA** [12/10 J]
  FR/SA/MO-MI: 14.15/21.00
  SO: 13.15/19.45 D/Jap/d
- **ZVIZDAN – MITTAGSSONNE** [14/12 J]
  FR/SA/MO-MI: 14.30/20.30
  SO: 17.30 Ov/d/f
- **OFFSHORE – ELMER UND DAS BANKGEHEIMNIS** [12/10 J]
  FR/SA/MO-MI: 16.30
  SO: 15.30 Dialekt/D/d
- **SON OF SAUL** [14/12 J]
  FR/SA/MO-MI: 17.00
  SO: 15.30 Ov/d/f
- **MUSTANG** [12/10 J]
  FR/SA/MO-MI: 18.30
  SO: 20.00 Türk/d/f
- **DEM HIMMEL ZU NAH** [14/12 J]
  19.00 Dialekt
- **THE DANISH GIRL** [12/10 J]
  SO: 11.00 E/d/f
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
  SO: 11.15/17.45 Dialekt
- **DIE DUNKLE SEITE DES MONDES** [12/10 J]
  SO: 13.30 D

NEUES KINO
Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- **AVRIL ET LE MONDE TRUQUÉ** [10/8 J]
  FR: 21.00 F/d

PATHÉ KÜCHLIN
Steinenvorstadt 55 pathe.ch

- **DER GEILSTE TAG** [12/10 J]
  15.45–FR-SO: 10.45–FR: 23.10
  SA: 20.30 D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE – 3D** [12/10 J]
  14.00/17.00–FR-SO: 10.50
  FR-MO/MI: 20.00–FR/SA: 23.00
  DI: 20.20 E/d/f
  14.20/17.20–FR-SO: 11.15
  FR-MO/MI: 20.20–FR/SA: 23.20 D
- **ZOOMANIA** [6/4 J]
  FR-SO: 11.00 D
- **ZOOMANIA – 3D** [6/4 J]
  13.20/15.40/18.00
  SA/MO/MI: 20.20 D
  FR/SO/DI: 20.20 E/d/f
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
  FR-SO: 11.30–FR-SO/MI: 13.40 D
- **KUNG FU PANDA 3 – 3D** [0/0 J]
  FR-SO: 11.50 D
- **LOLO – DREI IST EINER ZU VIEL** [12/10 J]
  FR/SO: 11.30–SA/MO/MI: 18.15
  SO/DI: 20.30 F/d
  16.00–FR/SO/DI: 18.15
  FR/SA/MO/MI: 20.30–SA: 11.30 D
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
  13.40–FR-SO: 11.30
  FR/SO/DI: 16.00–FR/SA: 23.00
  MO/MI: 20.30 D
- **ALLEGIANT – DIE BESTIMMUNG 3** [12/10 J]
  13.10–FR-SO/MI: 18.10
  FR/SO-MI: 20.40–SA: 23.10 D
  MO/DI: 18.10 E/d/f
- **DEADPOOL** [16/14 J]
  13.40–FR/SO/DI: 20.30
  FR/SA: 22.50–SA/MO/MI: 16.00 D
- **LONDON HAS FALLEN** [16/14 J]
  13.50/18.20–FR/SA: 22.40 D
- **10 CLOVERFIELD LANE** [14/12 J]
  15.45–FR/SO/DI: 18.00
  FR: 22.30–SA: 20.40
  MO/MI: 20.15 D
  FR/SO/DI: 20.15–SA: 23.15
  MO/MI: 18.00 E/d/f
- **EDDIE THE EAGLE** [0/0 J]
  15.50–FR/SO/DI: 18.10
  FR: 22.45–MO/DI: 13.30
  MO/MI: 20.30 D
  FR/SO/DI: 20.30–SA: 23.10
  MO/MI: 18.10 E/d/f
- **Opera – Metropolitan Opera New York: MADAME BUTTERFLY** [0/0 J]
  SA: 18.55 E
- **HOW TO BE SINGLE** [14/12 J]
  DI: 20.30 D

PATHÉ PLAZA
Steinentorstr. 8 pathe.ch

- **KUNG FU PANDA 3 – 3D** [0/0 J]
  13.50/16.00–FR/SO/DI/MI: 18.10 D
  MO: 18.10 E/d/f
- **DER GEILSTE TAG** [12/10 J]
  FR/SO/MO/MI: 20.20 D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE – 3D** [12/10 J]
  FR/SA: 22.45–DI: 20.20 D
- **EDDIE THE EAGLE** [0/0 J]
  SA: 18.10 E/d/f
  SA: 20.30 D

REX
Steinenvorstadt 29 kitag.com

- **KUNG FU PANDA 3 – 3D** [4/4 J]
  14.30 D
  17.30 E/d/f
- **ZOOMANIA – 3D** [6/4 J]
  FR-MO: 15.00–DI/MI: 14.15 D
- **MISS YOU ALREADY** [12/10 J]
  FR-MO: 18.00/21.00 DI/MI: 17.15 E/d/f
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE – 3D** [12/10 J]
  FR-DI: 20.00 E/d/f
- **KITAG CINEMAS Ladies Night: HOW TO BE SINGLE**
  DI: 20.00 E/d/f
- **KITAG CINEMAS Movie Night: THE HUNTSMAN & THE ICE QUEEN – 3D**
  MI: 20.00 E/d/f
- **KITAG CINEMAS Opera Live: GISELLE** [4/4 J]
  MI: 20.15 ohne Dialog

STADTKINO
Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- **BALIKBAYAN #1 MEMORIES OF OVERDEVELOPMENT REDUX III**
  FR: 18.00 Ov/d
  IN ANWESENHEIT DES REGISSEURS
- **ANNE TRISTER** [16/14 J]
  FR: 21.15–SO: 15.00 F/d
- **PINK RIBBONS, INC.**
  SA: 15.00 E
- **BREAKING THE WAVES** [12/10 J]
  SA: 17.00 E/d/f
- **MAMAN EST CHEZ LE COIFFEUR** [9/12 J]
  SA: 20.00 F/d
- **IN ORDER OF DISAPPEARANCE** [16/14 J]
  SA: 22.15 Norw/d
- **LA PASSION D'AUGUSTINE** [10/8 J]
  SO: 13.00 F/d/e
- **RIVER**
  SO: 17.00 E/d
- **ABERDEEN**
  MO: 18.30 E/f
- **EMPORTE-MOI** [12/10 J]
  MO: 21.00 F/d
- **EIN MANN VON WELT** [12/10 J]
  MI: 18.30 Norw/d/f
- **DER PARFÜMIERTE ALBTRAUM**
  MI: 21.00 E/d

STUDIO CENTRAL
Gerbergasse 16 kitag.com

- **SPOTLIGHT** [12/10 J]
  14.30/17.15/20.00 E/d/f

FRICK MONTI
Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
  FR-MO: 20.15 D
- **KUNG FU PANDA 3 – 3D** [0/0 J]
  SA: 14.30–SO: 15.30 D
- **DAS TAGEBUCH DER ANNE FRANK** [12/10 J]
  SA: 17.00 D
- **ZOOMANIA – 3D** [6/4 J]
  SO: 13.15 D
- **ICH BIN DANN MAL WEG** [8/6 J]
  SO: 18.00 D
- **KONZERT BLUES CARAVAN 2016: BLUE SISTERS**
  MI: 20.15

LIESTAL ORIS
Kanonengasse 15 oris-liestal.ch

- **KUNG FU PANDA 3 – 3D** [0/0 J]
  FR-SO: 13.30 D
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
  DI: 18.00–MI: 16.15 D
- **ZOOMANIA – 3D** [6/4 J]
  FR-SO: 15.45 D
- **ZOOMANIA** [6/4 J]
  SA: 10.30–MI: 14.00 D
- **ALLEGIANT – DIE BESTIMMUNG 3** [12/10 J]
  FR: 18.00 D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE – 3D** [12/10 J]
  FR-SO: 20.30 D
- **BATMAN V SUPERMAN: DAWN OF JUSTICE** [12/10 J]
  MO/DI: 20.15 D
- **LONDON HAS FALLEN** [16/14 J]
  SA/SO: 18.00 D
- **RENOIR: REVERED AND REVILED**
  SO: 11.00–MO: 18.00 E/d
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
  DI: 14.15 D
  GOLDEN AGE NACHMITTAGSKINO MIT KAFFEE UND KUCHEN
- **Ballet – Royal Opera House London: GISELLE**
  MI: 20.00 Ov/d

SPUTNIK
Poststr. 2 palazzo.ch

- **OUR LITTLE SISTER** [16/14 J]
  FR/SA: 17.45 Jap/d
- **CHOCOLAT** [12/10 J]
  FR-MO: 20.15 F/d
- **UNSERE WILDNIS** [6/4 J]
  SA: 15.30–SO: 13.15 D
- **FALTEN** [12/10 J]
  SO: 10.30–DI/MI: 18.00 Dialekt
  SO IN ANWESENHEIT DER REGISSEURIN SILVIA HÄSELBARTH
- **DER GROSSE SOMMER** [6/4 J]
  SO: 15.30–MO: 18.00 Dialekt
- **THE CHINESE LIVES OF ULI SIGG** [0/0 J]
  SO: 18.00 D
- **ROOM** [12/10 J]
  DI/MI: 20.15 E/d

SISSACH PALACE
Felsenstrasse 3a palacesissach.ch

- **SON OF SAUL** [14/12 J]
  FR-MO: 18.00 Ov/d/f
- **MY BIG FAT GREEK WEDDING 2** [0/0 J]
  20.30 D
- **KUNG FU PANDA 3** [0/0 J]
  SA/SO/MI: 16.00 D
- **SCHELLEN-URSLI** [6/4 J]
  DI: 18.00 Dialekt
- **HEIDI** [0/0 J]
  MI: 18.00 Dialekt

Keine Anzündhilfe, aber ein Brand verhalf diesem Ding zur Verbreitung. FOTO: GETTY IMAGES

Kultwerk #224

Das Hashtag ist das meistgenutzte Symbol der Welt. Doch woher kommt das hübsche Ding? Eine kurze Entstehungsgeschichte.

– ein Ding, sie ewig zu binden

von Naomi Gregoris

Es war 2007, in San Diego wütete ein fieser Buschbrand und Nate Ritter war überfordert. Im Viertelstundentakt postete der Entwickler Updates über die Brände auf Twitter, um seine Follower auf dem Laufenden zu halten.

Parallel versuchte er, den Überblick über die Tweets anderer Bewohner zu behalten, die ihrerseits berichteten. Frustriert über die Masse an Nachrichten, die im Cyberspace herumflirrten, beschloss er, all seine Tweets mit «San Diego Fire:» zu beginnen, um wenigstens ein bisschen Ordnung in die Sache zu bekommen.

Kurz darauf bekam er eine Nachricht: «Wie wärs, wenn du und alle, die darüber twittern, zur Bündelung ein Doppelkreuz vor ‹San Diego Fire› setzt, damit man die ganze Berichterstattung mit einem Klick im Blick hat?» Die Nachricht kam vom Netzaktivisten Chris Messina, der bereits einige Monate zuvor auf Twitter vorgeschlagen hatte, das Doppelkreuz (auf Englisch «hash» in der Kombination mit «tag» für «Markierung») zu benutzen.

«Das wird nie funktonieren»

Doch selbst das damalige Avantgardisten-Medium Twitter fand den Gedanken eines Symbols, das Themengebiete gruppieren sollte, zu nischig: Die Verantwortlichen wiesen Messina ab: «Sowas ist nur für Nerds, das wird nie funktionieren.»

Bis das Feuer kam. Ritter hörte auf Messina und twitterte den ganzen Tag lang konsequent per #sandiegofire die aktuellsten Updates in die Welt hinaus. Am Ende des Tages hatten es ihm Dutzende gleichgetan, erst die Anwohner, dann die Journalisten und schliesslich der Rest der Welt. Das erste Hashtag war geboren.

Seither sind neun Jahre vergangen und der hübsche Gartenhag ist das meistgenutzte Symbol der Internetwelt. Ob in Tweets über politische Geschehnisse (#JeSuisCharlie wurde bis zu 6500 Mal pro Minute, insgesamt über fünf Millionen Mal benutzt) oder Sportereignisse (#WorldCupFinal, über 32 Millionen) – Hashtags sind nicht mehr aus Twitter wegzudenken. Und schon gar nicht aus Instagram: Hier wird das Symbol so enthusiastisch wie masslos eingesetzt, je mehr, desto besser, egal wie sinnfrei der Inhalt der Nachricht.

Isaac Newtons Sauklaue

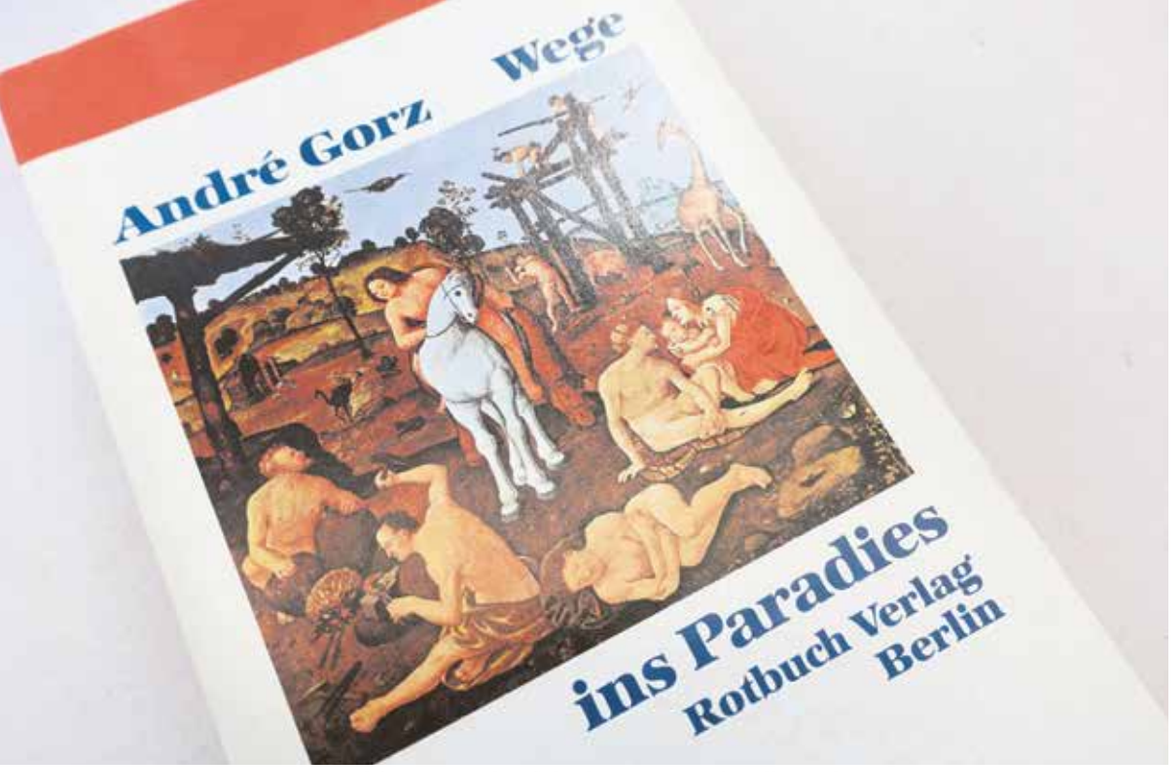
Hierzulande hatte das auch als Rautezeichen bekannte Symbol bereits vor seinem Internetfame eine beachtliche Karriere hinter sich: Angefangen als Ausgeburt der Sauklaue Sir Isaac Newtons (wobei diese Entstehungstheorie bis heute umstritten ist – Tatsache bleibt, dass Newtons Notiz mit dem Ligaturzeichen lb für Pfund verdächtig nach Hashtag aussieht und das Symbol im Amerikanischen bis heute als «pound sign» bezeichnet wird), tauchte es Mitte des 19. Jahrhunderts erstmals als Nummerierungszeichen in englischen Publikationen zum Thema Buchhaltung auf. Wobei jeweils das # vor der Zahl als Nummerierung und das nach der Zahl als Gewichtsindikator galt, also: #5 = Nummer 5 / 5# = 5 Pfund.

Danach folgten unterschiedliche Kontexte, in denen das Symbol bis heute in Gebrauch ist: In der Informatik (Fragmentbezeichner), Technik («Für weitere Informationen drücken Sie bitte die Rautetaste»), Mathematik (Parallelogramm), im Schach (Matt), in der Medizin (Knochenbrüche), in der Heraldik (als Zeichen für die Farbe Schwarz) und auf schwedischen Landkarten («Achtung Holzlager»).

Seinen bislang letzten grossen Auftritt hatte das Hashtag im Hinterzimmer eines amerikanischen Fernsehkomikers: Jimmy Fallon (#funny) und sein Gast Justin Timberlake (#stillhot) führten darin eine Konversation in Hashtags – und demonstrierten dabei meisterlich, wie beschränkt und fantastisch zugleich das Zeichen funktioniert: Einerseits bricht es jedes Thema auf ein viel zu einfaches bescheuertes Schlagwort herunter, andererseits öffnet es mit diesem Schlagwort eine Bandbreite an Assoziationen und kulturellen Codes, Wortspielen und Referenzen, die so on point sind, dass keine Erklärung der Welt es besser treffen würde.

Bevor also einmal mehr die altbekannte Zeitgeist-Larmoyanz eintritt, bleiben wir lieber bei diesem grossartigen Symbol, das unsere Leben reicher und die Sinnzusammenhänge darin zugänglicher gemacht hat. Danke lieber Gartenhag für die 150 Jahre Beistand in allen Lebensbereichen.

tageswoche.ch/+4t9hj ×



Denkfutter: Ein alter Schinken zu einer aktuellen Debatte. FOTO: HANS-JÖRG WALTER

Zeitmaschine

Ein Grundeinkommen ist alles andere als eine neue Idee. Der Philosoph André Gorz forderte dies schon vor über 30 Jahren.

Grundeinkommen und Emanzipation

von Martin Stohler

Anfang der 1980er-Jahre war die Arbeiterbewegung der entwickelten Länder mit einer tiefgreifenden Krise konfrontiert. Für den Ökonomen und Philosophen André Gorz (1923–2007) waren die gewerkschaftlichen und politischen Arbeiterorganisationen gar an einem toten Punkt angelangt.

Die Fixierung der marxistischen Linken und vieler Gewerkschaften auf die (Fabrik-) Arbeiterklasse erwies sich in seinen Augen als Sackgasse. In seinem 1980 erschienenen Buch «Abschied vom Proletariat» begründete Gorz dies unter anderem damit, dass die ökonomische Entwicklung nicht eine grosse Teile der Gesellschaft umfassende Arbeiterklasse geschaffen habe, wie dies manche erwartet hätten. Das Gegenteil sei der Fall, schrieb er:

«Die traditionelle Arbeiterklasse ist nur noch eine privilegierte Minderheit. In ihrer Mehrheit gehört die Bevölkerung heute dem nachindustriellen Neoproletariat der Status- und Klassenlosen an, die zeitweilig, als Ersatz- und Gelegenheitsarbeiter oder Teilzeitangestellte, Hilfs- oder Aushilfsdienste verrichten – Tätigkeiten, die in nicht allzu ferner Zukunft zumeist von der Automation ausgelöscht werden.»

20 000 Stunden Lebensarbeitszeit

Die ökonomische Krise, die dem Wirtschaftsaufschwung der Nachkriegszeit Mitte der 1970er-Jahre ein jähes Ende bereitet hatte, war für Gorz keine vorübergehende Erscheinung. Automaten begannen bereits zunehmend menschliche Arbeitskräfte zu ersetzen und die mikroelektronische Revolution zeichnete sich auch schon ab. Von daher rechnete Gorz vielmehr damit, dass die für einen dauerhaften Aufschwung nötigen Arbeitsplätze nicht geschaffen, sondern in der Tendenz vernichtet würden.

Die Entwicklungen führten zur paradoxen Situation, dass der Bedarf nach menschlicher Arbeitskraft abnimmt, während der gesellschaftlich produzierte Reichtum wächst. Vor diesem Hintergrund schienen die Massnahmen, mit denen man für gewönlich die Konjunktur ankurbelt, keinen langfristigen Erfolg zu versprechen. Für Gorz war klar: Die gesellschaftlich notwendige Arbeit und der durch sie produzierte Reichtum musste zwingend neu verteilt werden.

Dementsprechend plädierte Gorz in seiner 1983 publizierten Schrift «Wege ins Paradies» für ein von einem Arbeitsplatz unabhängiges Grundeinkommen. In diesem Grundeinkommen habe man jedoch nicht «ein Arbeitslosensalär» zu sehen oder eine «milde Unterstützung derjenigen, die die Gesellschaft marginalisiert». Vielmehr sei es «das jedem Bürger zukommende Recht, auf sein ganzes Leben verteilt das Produkt des nicht weiter reduzierbaren Quantums an gesellschaftlich notwendiger Arbeit zu erhalten, die er im Laufe seines Lebens zu erbringen hat. Es sieht kaum so aus, als würde dieses Quantum gegen Ende des Jahrhunderts 20 000 Stunden überschreiten.» Ob diese 20 000 Stunden Arbeit am Stück oder in Etappen geleistet würden, bliebe dem Einzelnen überlassen.

Lohn für erzwungene Untätigkeit

Entscheidend an dieser Konzeption eines Grundeinkommens ist natürlich das Recht (andere würden sagen: die Pflicht) auf Arbeit in einem Umfang von 20 000 Stunden. Dies in Betrieben und Institutionen, in denen die Arbeitsabläufe und -inhalte weitgehend festgelegt sind – Gorz bezeichnet sie deshalb als dem «heteronomen Sektor» zugehörig.

Mehr Gestaltungsmöglichkeiten böte dem Einzelnen – allein oder im Verein mit andern – die Lebenszeit jenseits der 20 000 Stunden.

Nichtsdestotrotz war Gorz davon überzeugt, dass auch die Arbeit im «heteronomen Sektor» für die Menschen attraktiv sei. Weil sie es erlaubt, «Leute von ausserhalb zu treffen und mit ihnen weniger vertraute und freiere Beziehungen zu unterhalten als mit all denen, die in einem sofort die Schwester, die Tochter, die Kusine, die Schwiegertochter usw. sehen und einen in einem genau eingeteilten Universum situieren, in dem jeder seinen zugewiesenen Platz hat.»

Grundeinkommen und Emanzipation waren für Gorz zwei Seiten derselben Medaille. Dabei war ihm klar, dass Letztere nicht zwangsläufig aus Ersterem folgt:

«Die Garantie eines vom Arbeitsplatz unabhängigen Einkommens kann emanzipatorisch oder repressiv, linker oder rechter Prägung sein, je nachdem sie den Individuen neue Räume individueller *und gesellschaftlicher* Tätigkeit öffnet oder im Gegenteil nur der gesellschaftliche Lohn für ihre erzwungene Untätigkeit ist.»

tageswoche.ch/+lfpcn ×

Für das dänische Adjektiv «hyggelig» gibt es keine präzise deutsche Übersetzung. Doch dieses Wort trifft die Atmosphäre in Kopenhagen ganz genau.

Die «hyggeligste» Stadt der Welt

von Philip Vlahos

Am Flughafen von Kopenhagen werden Ankommende von fahnenwedelnden Dänen begrüsst. Dabei handelt es sich nicht etwa um nordländischen Kampfpatriotismus, sondern um eine «hyggelig»-herzige Tradition, mit der Dänen heimkehrende Freunde und Verwandte begrüssen. Gemütlich, vertraut, angenehm und warmherzig sind Umschreibungen des dänischen Kosewort hyggelig, für das es auf Deutsch keine direkte Übersetzung gibt.
Die Hygge zieht sich in Kopenhagen aber spürbar durch alle Erlebnisse, die man an einem Wochenende machen kann.

Zur allgemeinen Hygge der Stadt tragen etwa die Schutzmauern aus Babys in Kinderwägen rund um die Restaurants bei. Richtig gelesen: In Dänemark werden Säuglinge selbst im Winter unbeaufsichtigt draussen gelassen.

Viel besser als mit Kinderwagen lässt es sich auf den grosszügig ausgebauten Velobahnen fortbewegen. Diese verlaufen nicht nur neben den gewöhnlichen Strassen, sondern zweigen auch als Abkürzungen durch die Quartiere ab. Der Zoologe Desmond Morris meinte einmal, dass grosse Städte für Menschen so ungeeignet wie Zoos für Tiere seien. Wer allerdings an den vielen städtischen Seen, Kanälen, Hafengebieten und Promenaden in Kopenhagen rumkurvt, fühlt sich «artgerecht gehalten» und wird dabei das Gefühl nicht los, dass ein paar sehr intelligente Menschen hinter dieser Stadtplanung steckten.

Ohne Selfie Stick nach Christiania

Und dann ist da noch Christiania, ein Bruch mit der traditionellen Hygge. Das Gebiet ist seit 1971 eine alternative Wohnsiedlung. War diese «Freistadt» lange Zeit Gegenstand vieler Kontroversen, ist sie unterdessen zur Touristenattraktion geworden. Nur fahren die Scharen an Besuchern ihre Selfie Sticks vor dem Eingang ein letztes Mal aus. Denn in Christiania ist das Fotografieren verboten.

Kein Wunder, ist doch dort der Verkauf von Hanf und Haschisch von der Stadt geduldet – in geordneten Reihen von Marktständen zu fairen, geregelten Preisen. Viele Händler tragen Sturmmasken. Der Verkauf ist schliesslich nach wie vor illegal.

Apropos: Wer sich vor der Reise nicht nur im hiesigen Drogenmilieu, sondern auch im dänischen Film weiterbilden möchte, dem sei die Pusher-Trilogie mit Mads Mikkelsen wärmstens empfohlen.

Das wirklich interessante an Christiania ist allerdings nicht das öffentliche Kiffen, sondern die Anatomie einer autonomen Gemeinde. Das Herzstück der Freistadt bildet ein grosser Baumarkt, in dem Holz, Schläuche, Wannen, Rahmen und Herde abgesetzt werden, die die improvisierten Bauten überhaupt erst ermöglichen. Jedoch verfügt selbst Christiania über ein eigenes Baureglement: Neubauten werden jeweils im Plenum genehmigt.

Letzlich habens halt auch die Alternativen gern hyggelig.

tageswoche.ch/+ix6nb ×

Anbeissen

Im «Pussy Galore» gibt es wunderbare Burger und andere Speisen. Kopenhagen gilt als verhältnismässig teure Reisedestination. Das zentral gelegene Lokal «Kaffix» am Sortedams-See untergräbt dabei den Marktzwang, indem es sämtliche Salate, Kaffees und Sandwiches für zwölf Kronen (CHF 1.75) verkauft.

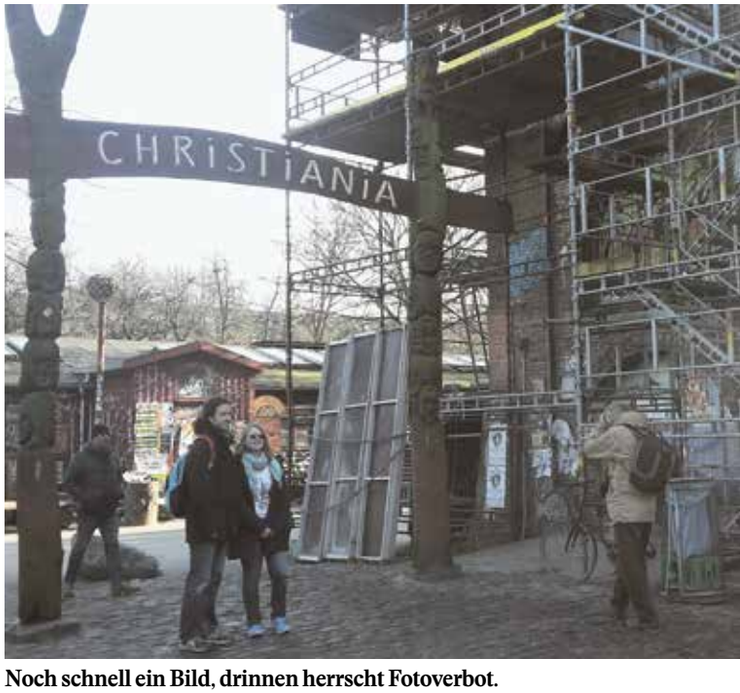
Anschauen

Wer Sinnesreize sucht, der findet im Louisiana Museum of Modern Art beeindruckende zeitgenössische Ausstellungen. Meine persönlichen Lieblingsentdeckungen: Die «kinetischen Reliefs» von Jesús Rafael Soto und Werke des dänischen Avantgardisten Asger Jorn.

Abhängen

Bofællesskab ist der Begriff für dänische Hauswohngemeinschaften. Die Haus-WGs wurde vor allem in den 1960er/1970er-Jahren von dänischen Familiengruppierungen vorangetrieben, die ihre Bedürfnisse nicht in den städtischen Wohnmöglichkeiten befriedigt sahen und kleine Communities bildeten. Heute sorgen diese Häuser für einen reichen Fundus an Airbnb Übernachtungsmöglichkeiten.

«Artgerecht»: Hier kann der Mensch Mensch sein.



Noch schnell ein Bild, drinnen herrscht Fotoverbot.

FOTOS: PHILIP VLAHOS

Impressum

TagesWoche
6. Jahrgang, Nr. 14;
verbreitete Auflage:
10 800 Exemplare (prov. Wemf-beglaubigt, weitere Infos: tageswoche.ch/+sbaj6),
Gerbergasse 30,
4001 Basel
Herausgeber
Neue Medien Basel AG
Redaktion
Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint täglich online und jeweils am Freitag als Wochenzeitung.

Chefredaktion/Geschäftsleitung
Christian Degen
Digitalstratege
Thom Nagy
Creative Director
Hans-Jörg Walter
Redaktion
Karen N. Gerig
(Stv. Chefredaktorin),
Amir Mustedanagić
(Leiter Newsdesk),
Reto Aschwanden
(Leiter Produktion),
Tino Bruni (Produzent),
Mike Niederer (Produzent),
Hannes Nüsseler (Produzent),
Jonas Grieder
(Multimedia-Redaktor),
Renato Beck,
Yen Duong,
Naomi Gregoris,
Christoph Kieslich,
Marc Krebs,
Felix Michel,
Matthias Oppliger,
Jeremias Schulthess,
Dominique Spirgi,
Samuel Waldis
Redaktionsassistenz
Béatrice Frefel
Layout/Grafik
Anthony Bertschi,
Carol Engler

Bildredaktion
Nils Fisch
Korrektorat
Yves Binet, Balint Csontos,
Chiara Paganetti,
Irene Schubiger,
Martin Stohler,
Dominique Thommen
Verlag und Lesermarkt
Tobias Gees
Abodienst
Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
Anzeigenverkauf
COVER AD LINE AG
Tel. 061 366 10 00,
info@coveradline.ch

Unterstützen Sie unsere Arbeit mit einem Jahresbeitrag
Supporter: 60 Franken pro Jahr
Enthusiast: 160 Franken pro Jahr
Gönner: 500 Franken pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/join

Druck
Zehnder Druck AG, Wil
Designkonzept und Schrift
Ludovic Balland, Basel

GREENPEACE

greenpeace.ch/meere

WAS WIRKLICH ZÄHLT, MERKT MAN ERST, WENN ES NICHT MEHR DA IST.

Mit ihren zerstörerischen Fangmethoden bringt die Fischereiindustrie dutzende Fischarten dermassen unter Druck, dass diese kurz vor dem Aussterben stehen. Im Mittelmeer ist der Bestand des Blauflossenthuns um mehr als 80 Prozent zurückgegangen.

UNTERSTÜTZEN SIE UNS MIT EINER SMS SPENDE:
Bsp. CHF 20.–: «GP MEERE 20» an 488 senden

CHF 1.– bis CHF 99.– möglich – Ihre Telefonnummer wird nicht weiter verwendet.

AZA
CH-4001 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Gerbergasse 30, 4001 Basel
Redaktion: 061 561 61 80
Abo: 061 561 61 61
tageswoche.ch

KLEINANZEIGEN

Kontakt: tageswoche.ch/kleinanzeigen

B+M LAMPE VIVALDI, HALOGEN, HÖHENVERSTELL- UND DIMMBAR

Lampe, 4 Jahre alt, in Top-Zustand. VP Fr. 150.–. Muss in Lausen/BL abgeholt werden.

TUMBLER AEG ÖKO-LAVATHERM WP

Der Tumbler steht seit 13 Jahren in unserem Haushalt, wurde aber nur wenige Male benutzt und funktioniert einwandfrei. Der Filtereinsatz wurde kürzlich ersetzt. Wegen Nichtgebrauchs gegen einen kleinen Unkostenbeitrag abzugeben. (Muss abgeholt werden, ca. 70 kg schwer.)

NADELBÄUME

Gratis abzugeben: diverse kleine und grössere Nadelhölzer, in Töpfen (Tannen, Föhren, Lärchen).

RESISTENTE BIO-HIMBEERSTAUDEN PRO STAUDE FR. 1.–

Mein Garten braucht Platz. Deshalb gebe ich die Stauden für Fr. 1.– (pro Stück) ab. Die Stauden werden vor Ort frisch ausgegraben.

GROSSER HAUSFLOHMARKT, 3. APRIL AM HINTERWEG 18 IN THERWIL, AB 10UHR

Am Sonntag, 3. April, findet am Hinterweg 18 in Therwil von 10 Uhr bis 16 Uhr ein grosser Hausflohmarkt statt. Geboten werden unter anderem Geschirr, Haushaltgegenstände, Vasen, Kleider, LPs, Kinderbücher, Comics, Spielsachen, Körbe in diversen Grössen und Formen, Nippes, Bücher aus dem 18. Jahrhundert und noch vieles mehr...

JOBS

Kontakt: tageswoche.ch/jobs

STUDENTEN-/ NEBENJOB ALS PROMOTER (W/M)

Für unseren Partnerkunden suchen wir für Öffentlichkeitskampagnen für diverse Hilfsorganisationen schweizweit nach engagierten, kommunikativen und motivierten Persönlichkeiten als Promoter (w/m) in den folgenden Regionen: Freiburg, Biel, Bern, Thun, Basel, Olten, Zürich, Pfäffikon, Winterthur, Schaffhausen, St. Gallen, Chur und Luzern.

Deine Aufgaben:
Du arbeitest an Öffentlichkeitskampagnen für eine Hilfsorganisation mit. Diese Kampagnen finden im Team auf der Strasse an einem Stand statt. Du sprichst mit den Menschen und informierst sie über die Tätigkeit der Organisation und findest Leute, die etwas für die Organisation spenden möchten.

LOGISTIKER

Die Caliqua AG ist in der Schweiz die führende Anbieterin im thermischen Anlagenbau. Wir erstellen schlüsselfertige Energiezentralen in Biomassekraftwerken und Müllverbrennungsanlagen sowie Heizkraftwerke und Fernwärmesysteme. Ein weiterer Schwerpunkt liegt im Rohrleitungsbau für Fernwärmesysteme und die Prozessindustrie.

Ihre Aufgaben:
– Bereitstellen von Material und Werkzeugen
– Pflege von Werkzeug und Inventar
– Eingangskontrolle und Einlagerung der Ware
– Versand von Ersatzteilen und Laden von Material/ Werkzeug auf LKW
– Lagerbestandskontrolle mittels elektronischen Lagerbewirtschaftungssystems
– Durchführen der Inventur
– Sicherstellen der Verfügbarkeit von Unternehmensfahrzeugen
– Allgemeine Lagerarbeiten